Laun

Dichtercharaktere.

A. Chénier, Béranger, Burns, Gray, Luis de Leon, Bryant, Günther, Chamisso.

Von

Adolf Laun.

Bremen, 1869.

Verlag von J. Kühtmanns Buchhandlung.

U. L. Fr. Kirchhof Nr. 4.

Vorwort.

Die hier entworfenen biographisch-literarhistorischen Skizzen konnten sehr wohl in einer kleinen Gallerie neben einander gestellt werden, denn die besprochenen Dichter haben manches Gemeinsame, sie zu einander in Beziehung Bringende. Sie sind vorzugsweise Lyriker und haben als solche einen bedeutenden, meist reformirenden Einfluß innerhalb ihrer jedesmaligen Literatur ausgeübt.

André Chénier ist der Vorläufer und Bahnbrecher der französischen romantischen Schule, und zwar nicht bloß in formaler Hinsicht. Béranger ist der Neubegründer und Erweiterer des Chansons, das durch ihn einen beispiellosen politisch-socialen Einfluß gewinnt und allen Schichten der Bevölkerung von der höchsten bis zur niedrigsten verständlich und zugänglich ist. Burns, der große schottische Volksdichter, bereitet in der englischen Literatur eine neue Wendung vor und erfüllt eine ähnliche sociale Mission wie Béranger; ich lasse ihn deshalb auf denselben folgen. Gray, obgleich noch zu den Kunstdichtern seiner Periode gehörig, weist doch schon auf die sich später entwickelnde Naturpoesie hin. Luis de Leon beschließt in Spanien die italienisirende Periode,

leitet die Dichtung wieder zum Nationalen zurück, verleiht der religiösen Poesie die höchste künstlerische Weihe und ist der Vater der poetischen Uebersetzungskunst in seinem Lande. Der ihnen verwandte Amerikaner Bryant, der große Landschaftsdichter, ist durch die Wahl seiner Stoffe der Begründer einer national-amerikanischen Poesie. Der Schlesier Günther, der Vorgänger Göthes im Liede, verkündet zuerst den Morgen eines bessern Tags für die deutsche Poesie. Der deutsch gewordene Franzose Chamisso erfüllt unsre sich in Nihilismus und Nebelhaftigkeit verlierende Romantik mit neuen, dem Leben und der Zeit entnommenen Stoffen und verändert dadurch ihren Charakter.

Ich war bemüht, so weit es die Enge des mir gezogenen Rahmens gestattete, die Gestalten dieser Dichter aus dem Boden ihrer Nationalität und ihrer Zeit herauswachsen zu lassen und suchte ihr Leben und ihren Charakter durch ihre Poesie zu illustriren; zu dem Ende schien mir die Mittheilung häufiger Proben angezeigt, die Eigenthümlichkeit ihrer meist sehr persönlichen Dichtung forderte dazu auf; ächte Lyrik ist ja immer autobiographisch. Die einzelnen Stellen und die in den jedesmaligen Anhang verwiesenen Gedichte sind alle von mir übersetzt, und zwar nach dem Grundsatz: daß Poesie nur poetisch wiedergegeben werden darf. Die Uebersetzung sollte sich wie ein Original lesen und durch keinen unreinen Reim, durch keine harte, gezwungene und undeutsche Wendung gestört sein; der Sinnestreue sollte ein genaues Innehalten der Formen des Originals (nur beim für uns unangemessenen Alexandriner Chéniers machte ich davon eine Ausnahme) entsprechen. Ob mir's gelungen, darüber zu urtheilen steht mir nicht zu. Originalproben aus Günther und Chamisso schienen

mir überflüssig, auch fügte ich keinen Anhang zu Bryant hinzu, denn seine volle Bedeutung hätte sich nur durch längere Landschaftsgedichte illustriren lassen, ich verweise hinsichtlich seiner auf meine „Amerikanischen Gedichte von Bryant, in deutscher Nachbildung, vom Dichter autorisirte Ausgabe" (Bremen, Heyses Verlag. 1863).

Gern wäre ich bei Béranger noch ausgiebiger gewesen, wenn nicht demnächst meine Uebersetzung seiner Chansons in Auswahl, der später eine Sammlung Burnsscher Lieder folgen wird, beim Verleger dieses Buchs erschiene. Die mitgetheilten Proben mögen übrigens beweisen, daß ich bestrebt war, mich ganz in meine Originale hinein zu leben, wozu solche poetische Reproductionsversuche jedenfalls das wirksamste Mittel sind.

Das innere und äußere Leben der meisten hier skizzirten Dichter ist ein bewegtes, sympathetische Theilnahme erweckendes, und ihr Bild bietet, wie ich voraussetzen darf, dem weniger mit ausländischer Literatur Vertrauten manches Neue und Unbekannte, das ich hervorzuheben suchte.

Ich hatte beim Entwerfen dieser Skizzen einen größeren gebildeten Leserkreis im Auge und ließ deshalb den gelehrten literarhistorischen Apparat bei Seite, doch sollte es mich freuen, wenn neben Wärme für den Gegenstand die Grundlage eingehenderer Studien durchblickte.

Oldenburg, im Mai 1868.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
André Chénier	1
Die junge Tarentinerin	19
Die junge Gefangene	20
Im Frühling	21
Camilla	22
Der Dichter	22
Meine Klause	23
Béranger	24
Der König von Yvetot	47
Der Schneider und die Fee	48
Die gute Alte	49
Mein Beruf	50
Mein Rock	51
Der gemeine Mann	52
Der heilige Völkerbund	54
Die alte Fahne	55
Die Wissenschaften	56
Ein Gedanke	57
Die Reisen	59
Die Trommler	59
Lebewohl	61
Robert Burns	62
Der Winter	80
Bruces Anrede an seine Truppen	80
Caledonia	81
Hochlands Mary	82
Abschied vom Ufer des Air	82
An Marie im Himmel	83
John Anderson	84
Die rothe, rothe Rose	85
O ständest Du 2c.	85

Seite
An des Meeres Wogenschäumen 2c. 86
Von allen Winden 2c. 86
Am Ufer des Doon 86
Klagegesang der Königin Marie von Schottland . . . 87
Der frohe Wittwer 88
Hans Gerstenkorn 89
Trotz alledem 2c. 91
Es war in lauer Sommernacht 2c. 92
Anna 92
Betrog'ner Schäfer 2c. 93
Lord Gregory 94
Macphersons Lebewohl 95
Thomas Gray 96
Dorfkirchhofs-Elegie 107
Luis Ponce de Leon 111
Die Freuden des Landlebens 126
Die Himmelfahrt 128
Das Leben im Himmel 129
Die heitre Nacht 130
Die Unsterblichkeit 131
Die heilige Theresa an den gekreuzigten Christus . . 133
Bryant 135
Johann Christian Günther 154
Adalbert von Chamisso 173

André Chénier.

Aus den Schreckenstagen der französischen Revolution taucht die edle Gestalt eines jungen Dichters empor, der im zweiunddreißigsten Jahre ihr zum Opfer fiel, aber doch lange genug gelebt hatte, um eine bedeutsame Stelle in der Geschichte der französischen Poesie einzunehmen und ihr den Weg für eine neue Entwicklung zu bahnen.

André Chénier ist in Deutschland wenig bekannt und ist nur von denen beachtet worden, die sich mit der Geschichte der französischen Romantik befaßt haben, für deren Vorläufer er gilt; in unsern Anthologien finden sich meistens nur seine auf die Revolution bezüglichen Gedichte.

Er ist aber als Mensch und Dichter eine gleich anziehende Erscheinung. Während sein Bruder, Marie Joseph, der bedeutendste Dramatiker der Revolutionsperiode, durch Anknüpfung an seine Zeit und Anwendung freierer Formen dem Drama eine neue Richtung zu geben suchte und noch unter Napoleon eine bedeutende literarische Thätigkeit nach allen Seiten hin entfaltete, war André der erste Reformator des französischen Verses, er befreite den Alexandriner von der stehenden Cäsur, vom eintönigen Zusammenfallen des Vers- und Satzendes, kurz von allen Fesseln, in die Meister Boileau ihn geschlungen hatte; doch nicht allein in formaler Hinsicht war er ein Erneuerer und Befreier, seine wenn auch indirecte Wirkung ist weiter und tiefer gedrungen. Obgleich er sich, besonders in seinen Idyllen und Elegien,

die Alten zum Muster nahm und sich wenigstens darin kaum über ihren Horizont erhob, so wußte er sich doch frei zu machen von der pseudoclassischen Tradition, die dem naiven, dem ächt griechischen Geiste längst ungetreu geworden war. Bei ihm hört man wirklich antike Töne in reinem Französisch und bei ihm haben die mythologischen Gestalten Leben und Wahrheit, sie sind keine allegorischen Puppen. Er denkt und fühlt wie ein alter Hellene, er ist ein französischer Hölderlin. Doch haben seine Poesien auch eine moderne Seite. Seine Zeit, sein Land und sein persönlicher Charakter spiegeln sich genugsam in ihnen, so daß sie zugleich als Quelle für die Geschichte seines Lebens dienen können, das bewegt genug ist und tragisch genug endet, um Theilnahme zu erwecken.

André Marie de Chénier, geboren zu Constantinopel 1762, war der dritte Sohn des dortigen französischen Consuls und einer schönen, durch Geist und Bildung ausgezeichneten Griechin; sie flößte ihm frühzeitig eine große Vorliebe für ihre Muttersprache ein, der er bis an sein Lebensende ein eifriges Studium gewidmet hat. Noch im zarten Alter kam er zu einer Tante nach Carcarronne und verlebte mit seinem Bruder Joseph sieben Jahre im schönen Audethal, an das er oft in seinen Gedichten zurückdenkt; darauf kam er nach Paris ins Collége de Navarre. Während er hier mit Eifer den classischen Studien oblag, machte er schon Versuche in der französischen Poesie, von denen nur noch Uebersetzungsfragmente der Sapho vorhanden sind. Es bildete sich um ihn ein poetisch gesinnter Kreis, dem er seine Producte und Pläne mittheilte. Zu ihm gehörte auch Le Brun, der eigentliche Revolutionsdichter, den die Franzosen ihren Pindar nennen. Er sagte unserm Dichter seine Zukunft voraus:

Der Stern des Genius schien auf deine Wiege,
Des Ruhmes Fackel strahlt auf deine Stirn,
Des Pindus Bienen nährten deine Jugend,
Und Phöbus in den Mauern von Byzanz
Sah im barbarisch rohen Volk zugleich
Dem Ruhm den Liebling, mir den Freund erstehn.

Nach Beendigung seiner Studien kam André im Jahre 1782 nach Straßburg und trat als Unterlieutenant ins Regiment Angoumois. Wenn auch der Ort ihm manche literarische Hülfsmittel bot, so ertrug er doch das langweilige Garnisonsleben, den frivolen Ton seiner Kameraden nur sechs Monate lang und kehrte nach Paris zurück. Hier eröffnete sich ihm ein geistig anregendes Leben im Umgange mit Gelehrten und Künstlern, mit einem Lavoisier, David und Le Brun, aber der Eifer, mit dem er sich den Studien hingab, war so groß, daß er sich in Folge unmäßiger Anstrengungen eine Krankheit zuzog; die ihn während derselben beherrschende Stimmung spiegelt sich in einer seiner Elegien wieder:

Ich sterbe, eh' mein Tag dahingeschwunden,
Die Rose welkte, eh' sie sich erschloß,
Wohl sprach die Zukunft noch von schönen Stunden,
Sie schwanden, ach! bevor ich sie genoß. — —

Doch er genas, um tragischer zu enden und im Gefängniß seiner jungen Freundin ähnliche Empfindungen in den Mund zu legen.

Neben seinen bedeutendsten Idyllen „der Bettler" und „der Blinde" entstand um diese Zeit das einzige größere Gedicht, das er vollendet hat: „die Invention". Es zeigt, wie früh er sich die Principien klar gemacht hatte, die von nun an seine Kunst leiten sollten.

In einer glücklichen Mischung von Gedanken, Lehrsätzen und Phantasieausmalungen bespricht er die Aufgabe der Poesie und behandelt die Frage, inwieweit die Nachahmung gehen darf, in welchem Verhältniß sie zur Originalität steht: Ahmt die Griechen nach, seid national, wie sie, und seid, wie sie, ihr selbst; sie lehren uns so zu schreiben, wie sie thun würden, wenn sie unter uns lebten, aber laßt uns ihnen die Schönheit ihrer Formen entlehnen.

Laßt neuen Honig uns aus ihren Blumen ziehn,
Mit Farben malen, die uns ihre Kunst geliehn,
Mag unsre Fackel sich an ihrer Gluth entzünden,
Und der antike Vers den neuen Geist verkünden.

Zur Erholung von jener Krankheit machte er mit seinen beiden Freunden, den Brüdern Trudaine, an die er sich oft in seinen Gedichten wendet, eine Reise nach der Schweiz, nach Italien, dem griechischen Archipel und Constantinopel. An diesen für seine Poesie so belebenden Ausflug in Gegenden, wohin ihm später Chateaubriand und Byron folgten, erinnern seine Elegien und Episteln öfters. Im Jahre 1786 nach Paris zurückgekehrt, gab er sich mit erneutem Eifer seinen philologischen und poetischen Studien hin und entwarf gleichzeitig mehrere Pläne zu größeren Gedichten, z. B. den „Hermes", in welchem er den Fortschritt der Wissenschaften zu schildern und Lucrez' Gedicht „von der Natur der Dinge" im modernen Sinne umzuschmelzen gedachte, und die „Susanne", die trotz des wenig biblisch gestimmten Zeitgeschmacks ganz im Geiste des alten Testaments gehalten sein sollte, und in deren Behandlung er sich Milton zum Muster nehmen wollte; so auch existiren noch aus dieser Zeit Entwürfe zu einer „Kunst zu lieben" nach Ovid und zu einem „Amerika". Seine Freunde beunruhigten sich über diese zu weit ausgedehnten Bestrebungen und fürchteten Zersplitterung seines Talentes. Andrés Antwort darauf ist in einer Epistel an Le Brun enthalten, nachdem er die Arbeit des Metallgießers höchst anschaulich beschrieben, heißt es:

Ich bin ein solcher Mann, für das, was ich ersonnen,
Wird nur in langer Zeit die rechte Form gewonnen,
Doch dann mit einem Mal gieß ich das Erz hinein;
Was heut noch Nichts, gethan wird Alles morgen sein.

Indeß da er nun das fünfundzwanzigste Jahr erreicht hatte, drängte ihn seine Familie, sich eine angemessene äußere Stellung zu verschaffen. Wie bitter er es empfand, der Nothwendigkeit, den Anforderungen des äußeren Lebens entsprechen zu müssen, davon zeugen mehrere Stellen seiner Elegien, z. B.:

Wenn ich es müde bin, ein Sclav' zu sein,
Den bittern Kelch, der Leben heißt, zu leeren,
Wenn Dummheit ich der Armuth spotten sehe,
Dann winkt das Grab mir als ein Zufluchtsort.

Auch einer der bedeutendsten Idyllen, dem Zwiegespräch zwischen einem Schäfer und Ziegenhirten, liegt eine ähnliche Stimmung zu Grunde. Sie ist überschrieben: „die Freiheit“ und zeigt, wie Einem Alles, je nachdem man ein Freier und Besitzender oder ein Sclav' und Besitzloser ist, in einem andren Lichte erscheint.

Dem Wunsch seines Vaters nachgebend, begab sich André als Attaché der Gesandtschaft 1787 nach London und verlebte daselbst unter ihm nicht zusagenden Verhältnissen im neblig feuchten Klima, das den Sohn des Südens niederdrückte, beinahe drei Jahre. Obgleich er die englische Poesie schätzte, so ist ihr Einfluß auf ihn doch weniger bedeutend gewesen, als man hätte erwarten sollen. Im Ganzen scheint die in England verlebte Zeit eine für ihn trübe und unerquickliche gewesen zu sein, wenn man einigen Andeutungen in seinen Gedichten folgt; indeß übersetzte er Einiges von Shakspeare und Thomson poetisch.

Auch an satyrischen Ausfällen fehlt es in seinen Klagen über das seiner Natur Widerstrebende nicht, z. B. in dem kleinen hübschen Gedicht, wo er ein hellenisches Bachanal einem englischen Saufgelage gegenüberstellt.

Im Jahre 1790 nach Paris zurückgekehrt, gerieth er mitten in den Strudel der Revolution, und nun beginnt die bewegteste Periode seines dem Ende zueilenden Lebens.

Die Bastille war erstürmt, am Jahrestage ihrer Erstürmung wurde das große Verbrüderungsfest gefeiert. Dies waren die schönen Tage der Revolution und Chénier, wie so viele hochgestimmte Geister in- und außerhalb Frankreich, jauchzte dem Morgen der anbrechenden Freiheit entgegen. Er vermochte nicht mehr ausschließlich dem Dienste der Musen zu leben; er fühlte, daß er seinem Vaterlande angehöre und nahm regen Antheil an allen öffentlichen Bewegungen, aber bald sah er, daß sie sich überstürzten, daß Anarchie und Volkstyrannei herein zu brechen drohe. In seiner zugleich liberalen und gemäßigten Gesinnung stimmte er mit vielen Freunden, zu denen auch Condorcet und Sieyes gehörten, überein und wurde durch

sie in den Club der „Gesellschaft von 1789“ eingeführt, der in den Sälen des Palais royal die vornehmsten, reichsten und angesehensten Mitglieder der Revolutionspartei umschloß.

Auf ihre Anregung schrieb und unterzeichnete er einen Aufsatz im „Journal de la Société de 1789“ unter dem Titel: Avis aux Français sur leurs véritables ennemis, dessen Hauptgedanke der war: Da die Revolution eine gerechte ist, muß sie auch durch gerechte Mittel siegen und ihre wahren Feinde sind die, welche sie mit brutaler Gewalt und Ungerechtigkeit zum Siege führen wollen. Mehr Dichter als Politiker, mehr dem Herzen als dem Verstande folgend, ahnte er nicht, wie bald der Sturm der Leidenschaften und die Macht der Umstände den schönen Traum von der Fesselung der losgebundenen Gewalten zerstören würde und glaubte eine vermittelnde Stellung zwischen der Umsturzpartei und den Anhängern des Königthums einnehmen zu können. Wie scharf er auch gegen die Anarchisten auftrat, so bewahrte er doch den Enthusiasmus für die Errungenschaften der Revolution und sprach denselben in jener Hymne: Le jeu de Paume aus, die er den ihm befreundeten Maler David dedicirte. Sie enthält, freilich in einer gar zu sehr mit Mythologie verbrämten, auch sonst noch unklaren und verworrenen Weise in wenig angemessenem Rhythmus denselben Grundgedanken wie sein Journalartikel: das Unrecht darf nicht durch Verbrechen gerächt werden. Sie ist eins der wenigen Gedichte, die bei seinen Lebzeiten publicirt waren.

In dem ungleichen Kampfe, den die constitutionelle Partei gegen die zur Zeit noch verbündeten Jakobiner und Girondisten bestand, war er immer einer der ersten. In Verbindung mit seinem Freunde, dem Dichter Roucher, dem Verfasser des Gedichtes „die Monate“, gründete er die „Revue de Paris“ 1792 und griff eben so muthig wie unbesonnen in ihr besonders die Jakobiner an, die er beschuldigte, die Urheber der Unruhen zu sein, die Frankreich zerrütteten, und dem Aufbau der Freiheit im Wege zu

stehn. Er bekämpfte auch hier wieder „die Wuth der Demokraten und die Ungerechtigkeit der Feudalen, die Räuber mit Piken und rothen Schuhabsätzen, die Tyrannei der Patrioten und der Bastille“; er wollte „weder Privilegien für die Damen vom Hof noch für die Damen der Halle“ anerkannt wissen. Durch solchen Freimuth reizte er den Haß der Jakobiner nur noch mehr und gerieth auch mit seinem Bruder, der noch zu ihnen gehörte, in einen Zwiespalt, der manche verkehrte Darstellung erlitten hat, aber kein durchgreifender war, da er sich später wieder ausgeglichen hat. Die Revolution des 10. August, die dem Königthume ein Ende machte, trieb den bestürzten Dichter in die Einsamkeit zurück. Unserem Wieland, der sich erkundigte, was er bei der Revolution mache, antwortete er: er sei entschlossen, sich von der Oeffentlichkeit zurückzuziehen und ganz dem Studium der Alten zu leben. Aber der Proceß des Königs, der sein Pietätsgefühl und sein Mitleid auf's Tiefste erregte, rief ihn bald wieder in den Kampf zurück. Er nahm als Secretair des edlen, würdigen Malesherbes Theil an der Vertheidigung und entwarf den rührenden, einfach gehaltenen Brief des Königs an den National-Convent, worin derselbe verlangt, an's Volk zu appelliren. Ermüdet und in seiner Gesundheit angegriffen, zog er sich dann wieder in die Einsamkeit zurück und lebte abwechselnd hier und dort, auch in einem kleinen Hause, das sein Bruder ihm in Versailles gemiethet hatte. Hier erwachte zugleich mit der Poesie die Liebe auf's Neue in seinem Herzen. Den Gegenstand derselben verherrlichte er, wie er früher in Paris die schöne geistreiche Madame de Bonneuil unter dem Namen Camilla gefeiert hatte, unter dem Namen Fanny. Jener galten die glühenden, ganz antik gehaltenen Elegien, dieser die zartempfundenen Oden an Fanny.

Bald jedoch erweckte ihn die That der Charlotte Corday, die Ermordung Marats, wieder aus seinen idyllischen Träumereien. Er feiert die Heldin in einer berühmt gewordenen Ode, die in geharnischten Strophen seinen Ab-

scheu gegen jenes Ungeheuer und seine Bewunderung für den Muth der Jungfrau aussprechen; er blickt darin zugleich mit folgenden Worten auf die sich unter's Joch der Volkstyrannei beugende Feigheit hin:

Die Tugend nur ist frei, du wirst unsterblich leben,
Unsterblich wie die Schmach, der wir uns hingegeben;
Die Menschheit rächtest du und warst ein Mann allein,
Wir aber sind entmannt, wir zittern und wir zagen,
Den Weibern gleich ergeh'n wir uns in eitlen Klagen,
Es würde unsrer Hand ein Dolch zu wuchtig sein.

Unter den Papieren des Dichters hat sich auf einem Blatt eine Schrift gefunden, die von ähnlicher Stimmung zeugt und gewissermaßen sein Glaubensbekenntniß und Testament enthält. Er spricht darin von sich in der dritten Person: André Chénier ist es müde, länger die Schmach der Menge zu theilen, die im Stillen jene scheußlichen Thaten und jene verabscheuungswürdigen Menschen verdammt, sie aber, wenn nicht ermuthigt, doch durch ihr Schweigen billigt. Das Leben ist so viel Schande nicht werth. Wenn die Marktschreierbühnen, die Schenken und die Häuser der Wollust zu Tausenden Gesetzgeber, Administratoren und Generäle ausspeien, die zum Heil des Vaterlandes aus dem Koth emportauchen, dann hat er einen andern Ehrgeiz und glaubt sich um das Land verdient gemacht zu haben, wenn es einst von ihm sagen muß: Frankreich, welches damals so viele Ungeheuer des Stumpfsinns und der Gemeinheit hervorgebracht hat, erzeugte auch eine kleine Schaar von Männern, die weder ihre Vernunft noch ihr Gewissen betäubten. Den Sieg des Lasters sehend, blieben sie Freunde der Tugend und errötheten nicht, Männer von Ehre zu sein. In gewaltsamen Zeiten wagten sie, von Gerechtigkeit zu reden, in Zeiten des Wahnsinns, nach Wahrheit zu forschen, in Zeiten der niederträchtigsten Heuchelei nahmen sie keine Verbrechermiene an, um für ihre eigene Sicherheit auf Kosten der unterdrückten Unschuld zu sorgen, sie verbargen ihren Haß nicht den Tyrannen, die Nichts schonten, um ihre Freunde zu belohnen und ihre Feinde zu strafen; sie hätten dazu ja nur der Verbrechen

bedurft. André Chénier war einer der Wenigen, die weder der allgemeine Fieberwahnsinn, noch die Habgier, noch die Furcht veranlassen konnte, daß sie ihr Knie beugten vor gekrönten Mördern, daß sie eine mit Verbrechen befleckte Hand schüttelten oder sich an eine Tafel setzten, wo man das Blut der Menschen trinkt.

Durch die Ode auf Charlotte Corday, durch seine Journalartikel, durch sein ganzes Auftreten, seine Angriffe auf Collot d'Herbois und Robespierre hatte er den Zorn seiner Feinde, besonders der Jakobiner, immer mehr gereizt, und bald sollte sich sein Schicksal erfüllen.

Am 6. Januar 1794 befand er sich in Passy, bei der ihm befreundeten Madame de Pastoret; ein Beamter des Sicherheitsausschusses erscheint daselbst, um diese Dame zu arretiren. André widersetzt sich dem und wird nun selber als verdächtig arretirt, er beruft sich auf seinen Bürgerbrief und weigert sich, das Verhörsprotocoll zu unterzeichnen. Der Beamte läßt ihn darauf ins Detentionshaus des Luxembourg führen in Folge eines vom Revolutionscomité zu Passy erlassenen Befehls; da derselbe aber nicht richtig ausgestellt ist, will man ihn im Luxembourg nicht aufnehmen und nun wird er ins Gefängniß St. Lazare gebracht. In diesen Tagen wäre es möglich gewesen, ihn noch frei zu machen, aber einmal in die Gefangenliste eingeschrieben, hätte seine Entlassung nur durch eine specielle Ordre vom Sicherheitsausschuß des Convents erwirkt werden können. Der tieferschütterte greise Vater bemühte sich umsonst darum. Ebenso wenig vermochte sein Bruder Joseph, der noch immer bei der Partei in Ansehen stand, trotz aller Mühe, ihn zu retten. André, als er in den Kerker trat, der ihn sechs Monate lang umschließen sollte, ahnte, was ihm bevorstand, und suchte seinen Trost bei der Muse, die ihm das berühmteste seiner Gedichte, „die junge Gefangene"*) einflößte. Es gilt der jungen mit ihm in der Haft lebenden Mlle. de Coigny,

*) Siehe den Anhang.

für die in ihm eine zarte Neigung erwacht zu sein scheint. Alle jungen Französinnen wissen die Ode auswendig, Lamartine nennt sie den melodischsten Seufzer, der je durch die Spalten eines Kerkers geschlüpft ist. G. Planche sagt: Nirgends hat Chénier mehr Eleganz und Schmiegsamkeit, mehr Fülle und Reinheit gezeigt; und Villemain: Es ist ein Meisterwerk der französischen Poesie, die reinste der zärtlichen Elegien, ein Styl, der in seinem Reichthum an Bildern und Symbolen lächelnd und frisch ist wie die Jugend. Trotz dieses einstimmigen Lobes der französischen Kritik entspricht, so scheint mir, dieses Gedicht doch nicht dem, was wir von einem natürlichen Empfindungsausdruck verlangen, es ist zu kunstvoll, zu schön. Einige der Oden und Elegien packen ganz anders. Neben diesen weichen Tönen erklangen aber auch männlich herbe und kräftige Töne auf seiner Leyer: er will „nicht sterben, ohne mit dem Fuß die Gesetze schmierenden Henker des geknechteten Frankreichs zertreten zu haben"; er wünscht „sie zu überleben, um ihre Namen zu bespeien und ihre Todesqual zu besingen," so singt er in seinen zornglühenden, im Kerker geschriebenen Jamben. Von Spionen umgeben, die jedes Wort des Gefangenen belauschten und hinterbrachten, reizte er die Erbitterung der Machthaber nur noch mehr. Am 6. Thermidor wurde er in die Conciergerie geführt und ihm dort seine Anklageacte vorgelesen, dieselbe war so wenig in der Regel, daß Vieles in derselben sich auf einen im Departement der Somme verhafteten älteren Bruder bezog. Fouquier Tinville nahm es damit nicht so genau. Am folgenden Morgen erschien André mit vierundvierzig anderen Angeklagten vor dem Revolutionstribunal, dessen Procedur eine immer summarischere und raschere geworden war. André, sein Freund, der Dichter Roucher und viele andere hervorragende Männer, unter ihnen auch der deutsche Baron Trenck, wurden unter der ganz unbegründeten und unerwiesenen Anklage, sie seien Feinde des Volks, sie hätten gegen die Freiheit geschrieben, die Tyrannei vertheidigt und sich zu einem Fluchtversuche verschworen, zum Tode

verurtheilt, ohne daß ihnen eine eigentliche Vertheidigung gestattet wäre. Das Todesurtheil, dem nur sechs entgingen, wurde sogleich ausgeführt. Die Verurtheilten wurden zum Richtplatz auf der heutigen Barrière du trône geführt, und der Zufall wollte, daß die beiden Dichter denselben Karren bestiegen. Ehe André seine Zelle verließ, hatte er noch folgende ergreifende Zeilen niedergeschrieben, es war sein Schwanenlied, das er nicht beenden konnte:

Sowie des Westwinds Hauch im Abendstrahle
Belebt des Tages Abschiedsgruß,
Rühr' ich mein Saitenspiel vielleicht zum letzten Male
Hier an der Guillotine Fuß.
Des Todes Schauer wird mein brechend Aug' umringen
In dieser Mauern düsterm Bann,
Bevor es mir gelang, den letzten Vers zu singen
Des Liedes, das ich kaum begann.
Des Todes Bote naht sich schon dem Kerkerthore,
Umgeben von der Häscher Schaar,
Und bald ertönt mein Nam' im düstern Corridore...

Als die beiden Freunde sich nach langer Abgeschlossenheit von einander zuerst wieder sahen, rief André dem Roucher entgegen: Auch du, Roucher, der unbescholtenste Bürger, ein Vater, ein Gatte, den die Seinen daheim erwarten, sollst geopfert werden? Roucher erwiderte: Wie, du sollst schon sterben, dem noch so viel Glück und Ruhm vorbehalten war! Noch habe ich Nichts für die Nachwelt gethan, war Andrés Antwort; indeß, fügte er bald, die Hand auf seine Stirn legend, hinzu: Da hatte ich aber doch etwas! (Pourtant j'avais quelque chose là). Nach einer nicht wahrscheinlichen Erzählung sollen sich die beiden Freunde die letzten Augenblicke dadurch versüßt haben, daß sie Stellen aus Racine's Andromache recitirten. André hätte lächelnd die Worte Orests an Pylades beim ersten Wiedersehn gesprochen:

Jetzt, theurer Freund, da ich Dich wiedersehe,
Wird sich mein Schicksal anders bald gestalten,
Und milder schon ist seine Herbigkeit,
Seitdem 's uns beide hier zusammenführte.

Nach einer andern Angabe suchte Roucher sich durch lautes Reden zu betäuben, André dagegen war schweigend

in sein letztes Denken versenkt und schien auf das Geschrei der den Karren begleitenden Menge, die theils mitleidsvoll, theils wutherregt, durch einander wogte, nicht zu achten. Raucher erlag zuerst dem Fallbeil. André folgte ihm um 6 Uhr Abends. Zwei Tage nachher war Robespierres Sturz vollendet, er fiel mit seinen Gefährten auf demselben Platz, um dieselbe Stunde. Einige Tage früher und André Chénier wäre dem Leben und der Dichtkunst erhalten geblieben! Alfred de Vigny in seiner Novelle „Stello" hat seinen tragischen Untergang zum Stoff einer ergreifenden Schilderung gemacht, und dem belgischen Dichter Eduard Wacken hat er den Anlaß zu einer nicht werthlosen Tragödie gegeben.

Ueber Andrés Persönlichkeit konnte ich nirgends eine Angabe finden; das schöne, im Gefängniß gezeichnete Portrait des Dichters, das die Ausgabe von Charpentier ziert, zeigt einen jugendlichen Kopf von edlen Formen, mit sinnendem Auge, sinnlicher Lippe und weichen Zügen, hinter denen jedoch Leidenschaft und Energie zu schlummern scheint.

So war das Loos André Chéniers, dessen Gedichte nur nach und nach vereinzelt ins Publikum drangen und nur hier und da das Interesse der Literaturfreunde erregten. Die Zeit des Consulats und des Kaiserthums hatte keine Zeit, sich um eigentliche Poesie zu kümmern und mußte sich mit der von Napoleon protegirten officiellen begnügen. Es ist ein Glück für die den Chénier'schen Gedichten vorbehaltene Wirksamkeit gewesen, daß sie während jener vom Kriegslärm übertäubten Jahre in Vergessenheit schlummerten. Als de la Touche sie zuerst im Jahre 1819 gesammelt herausgab, wirkten sie gewissermaßen mit der Frische der ersten Erscheinung auf die wieder poetisch empfänglichen Gemüther. Für die literarische Revolution, die schon in der Luft lag und einige Jahre später zum Ausbruch kam, war ein Dichter, der schon lange vorher einen Theil dessen, was die Neuerer wollten, ausgeführt hatte, von großer Bedeutung, und man begreift die Begeisterung, mit der sie ihn aufnahmen und in ihm einen Vorläufer und Bahn-

brecher sahen. Seine Bedeutung beruht zum Theil auf formalen Eigenschaften, die nur von literarisch Gebildeten ganz gewürdigt werden können; er gleicht darin unserm Platen und ist wie dieser nie eigentlich populär geworden. Doch haben die Franzosen ein feines Gefühl für sprachliche Eleganz, und Chénier wird auch von einem größeren Leserkreis da gewürdigt, wo er nicht zu viel philologische Kenntnisse voraussetzt. Von den Ausländern werden nur diejenigen, die ganz in die Geheimnisse der französischen Sprache und ihres Verses eingedrungen sind, sich mit dem einstimmigen Lobe der französischen Kritik einverstanden erklären; selbst eine noch so sinn- und formgetreue poetische Uebersetzung vermag einige der wichtigsten Eigenschaften Chéniers nur sehr unvollkommen durchblicken zu lassen.

Die Franzosen sind kein eigentlich poetisches, am wenigsten ein lyrisches Volk, ihr Charakter, ihr Temperament, ihre Sprache, die geschichtliche Entwickelung des Landes sind der Lyrik nicht günstig. Vor Allem ist aber das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert arm an großen lyrischen Dichtern; das Subjective, das Musikalische, das Sichversenken ins eigene Innere und in die Natur, das einsame Träumen und Schwärmen, kurz das eigentlich Lyrische ist diesen Jahrhunderten ebenso wenig eigen, als Einfachheit, Natürlichkeit und Volksthümlichkeit des Ausdruckes; im siebzehnten Jahrhundert herrschen Hof, Convenienz und Gesellschaft, im achtzehnten Philosophie, Aufklärung, Verstand und Witz; die socialen und politischen Fragen absorbiren Alles. Empfindung, Phantasie und Natur gehen dabei leer aus, so viele Oden, Elegien und naturbeschreibende Poesien auch zu Tage kommen. Bei den Dichtern Ludwigs XIV. giebt es hier und da lyrische Ansätze, vor Allem bei Racine; man findet schöne lyrische Stellen, aber keine lyrischen Gedichte; von dem, was die Dichter des Mittelalters und der Renaissance schon geleistet hatten und was die des neunzehnten Jahrhunderts wieder leisten sollten, ist da wenig zu finden. Das Große und Bedeutende, was der Classicismus in anderen Gattungen hervorgebracht

hatte, schwächt sich bei den Nachfolgern immer mehr ab und erstarrt in academischen Formen, die die Lyrik, die Sprache des Herzens und der Empfindung, am wenigsten erträgt; der Ausdruck wird immer kahler, nüchterner und abstracter, und die rhetorischen Floskeln, der mythologische Flitter, mit denen ihn die Oden- und Elegiendichter zu beleben und zu bereichern suchen, bringen nur Geziertheit und Unnatur zu Wege. Während der Revolutionszeit, die mit ihren gewaltigen Erschütterungen und Aufregungen die prosaische Beredtsamkeit verjüngte, wird es mit der Poesie, selbst in den den Ereignissen geltenden Gedichten mit einigen Ausnahmen, wie der Marseillaise, kaum anders; sogar des eigentlichen Revolutionsdichters Le Bruns sonst schwungvolle Oden sind ganz in jenem Styl geschrieben. Auch André Chénier, besonders in seinen ersten Versuchen, entfernt sich kaum davon. Auch er ist reich an Amplificationen, Invocationen, mythologischen Bildern und Anspielungen, aber man merkt bald einen anderen Geist, bei aller Eleganz eine freiere Bewegung; ein warmer Herzschlag, ja ein Aufschrei der Leidenschaft tönt uns in raschen, natürlichen, oft stürmischen Wendungen aus seinen Versen entgegen. Die Gestalten des Olymp, die er heraufbeschwört, sind ihm vertraut, er ist im alten Hellas zu Hause, seine Mutter, von der er die Sprache desselben gelernt, stammt daher, er ist in Byzanz geboren. Als er sich in das Studium der griechischen Dichter vertiefte, war es, wie Villemain sagt, nur ein Wiedererlernen, es lag ihm im Blute.

Mußten die andern Dichter seiner Zeit aufhören, sie selbst zu sein, um, wie die Mode gebot, sich antik geriren zu können, so konnte er sein ganzes Inneres in jene Formen gießen, denn sie waren ihm natürlich; man fühlt selten einen Widerspruch zwischen seinem modernen Bewußtsein und seiner antiken Form, zwischen dem, was er ausdrückt und dem, wie er es ausdrückt. Doch ist hier eine Bemerkung zu machen, die dies Phänomen erklärt und zugleich andeutet, weshalb man Unrecht hat, wenn man hin

zu den eigentlichen Romantikern rechnet. André Chénier ist ein Sohn seiner Zeit, von dem Tieferen und Höheren, was unleugbar durch die romantische Schule wieder in die französische Poesie, besonders in die Lyrik gekommen ist, lebt nur erst wenig in ihm, dagegen hält er sich auch frei von allem Verworrenen, Barocken, Ueberspannten und Ungesunden, das den Dichtern dieser Schule anklebt. Nach einem Ringen zum Idealen, einem Hinblick ins Jenseits, nach einem religiösen Hauch, der seine sonst so frische und warme Naturempfindung durchglühte, nach einer geistigen Auffassung der Liebe, nach einem Schauer des Ewigen, der ihn dabei durchbebte, suchen wir bei ihm meist vergebens. Sein Gesichtskreis geht nicht weiter, sein Empfindungsvermögen umfaßt nicht mehr, als er in der von ihm adoptirten Weise auszudrücken vermag, sie aber beherrscht er als eine ihm durchaus homogene. In alle diesem hat er wenig mit den Romantikern gemein. Auf jener ihm eigenthümlichen Harmonie zwischen Form und Inhalt beruht die künstlerische Freude, die wir und besonders die Franzosen an ihm haben, aber auch unser Bedauern, daß sein Schicksal ihm nicht gestattete, zu einer tieferen Weltanschauung durchzudringen, daß seine Bildung eine zu einseitige, sein Leben ein zu kurzes war, um sich zu einer großartigeren, umfassenderen Poesie emporzuschwingen. Hätte er die gewaltigen Thaten und Ereignisse der Folgezeit erlebt, hätten ihn dann im Beginn der Restauration die vom Auslande kommenden, erfrischenden und bereichernden Einflüsse noch erreicht, wer weiß, ob er dann nicht der größte französische Lyriker der Neuzeit auch im modern romantischen Sinne geworden wäre.

Der antike Geist tritt natürlich am meisten in seinen Idyllen hervor, sie sind, auch wo der Inhalt darüber hinausgeht, meist im Style Theocrits und Virgils gehalten und zeigen eine große Frische, Natürlichkeit und plastische Gestaltungskraft, was die der Kürze wegen zur Mittheilung gewählte „junge Tarentinerin"*) beweisen möge. Die be=

*) Siehe den Anhang.

deutendsten und umfassendsten sind „der Bettler“ und „der Blinde“, eben so reich an antiker Sittenschilderung als an dramatisch spannender Handlung.

Der Inhalt „des Blinden“ ist in Kürze folgender: Ein blinder Sängergreis ist von habgierigen barbarischen Schiffern auf der Insel Sicos ausgesetzt worden, er irrt daselbst umher und wird von Schäferhunden angefallen. Drei Hirtenknaben retten ihn davor, nehmen den Schutzflehenden, dessen erhabene Gestalt ihnen die eines Gottes zu sein scheint, freundlich auf und bitten ihn, ihnen sein Schicksal zu erzählen und die Leyer, die an seinem Gürtel hängt, ertönen zu lassen. In großartigen Bildern und erhabenen Melodien schildert ihnen nun der Blinde seine eigenen Erlebnisse und entwirft ein reiches Gemälde des menschlichen Lebens, der Natur, der Erde und des Olympus, in das er die schönsten Mythen verwebt; durch seine Töne herbeigelockt, wird die Schaar der Zuhörer immer größer; sie horchen staunend, und nachdem er alles Sangeswürdige besungen, schließt das Idyll also:

So ließ der Greis in heil'gen Melodien
Vor ihrem Geist die Welt vorüberziehn;
Die Knaben lauschen mit entzücktem Ohr
Und blicken ehrfurchtsvoll an ihm empor,
Dieweil aus seinem Mund die Worte fließen,
Wie Bergesströme sich im Lenz ergießen,
Und schweigend, in der Hand ein grünes Reis,
Umtanzen Mann und Weib und Kind den Greis,
Jungfrau'n und Krieger singen frohe Lieder
Und rufen: Laß bei uns dich heimisch nieder,
Du trankest Nectar in der Götterschaar,
Und dir, dem Seher, ist die Zukunft klar;
Mit Spiel und Tanz sei stets der Tag begangen,
Wo wir „Homer“, den Göttlichen, empfangen.

In den Elegien kommt die Persönlichkeit des Dichters am meisten zur Geltung, sie sind recht eigentlich seinem Herzen entsprungen, sei es, daß er Freundschaft, Vaterland, die Vergänglichkeit des Lebens, vor Allem aber die Liebe besinge. Gerade in den erotischen Elegien, die oft einen bukolischen Charakter haben und voll reizender Landschafts-

bilder sind, wird die Leidenschaft mit so viel Gluth und Anmuth gemalt, daß uns die mythologische Gelehrsamkeit weiter nicht stört, wie sie das ja auch nicht in Göthe's römischen Elegien thut, mit denen sie verwandt sind. Properz und Tibull haben auch ihnen zum Muster gedient, aber sie sind weit davon entfernt, bloß künstlerische Studien und Versuche zu sein. Er und seine Camilla leben in vollster Wirklichkeit und Wahrheit darin.

Eine Reihe von Fragmenten und Anfängen begleiten auch sie wie die Elegien, und beweisen, daß er auf den ersten Wurf den schlagenden Ausdruck zu finden wußte; sein Vers stürmt so rasch und bündig dahin, wie man es sonst nicht bei seinen Zeitgenossen gewohnt ist, man könnte aus seinen Gedichten eine ganze Blumenlese ebenso vielsagender, wie schöner Einzelverse zusammenstellen.

In den wenigen Episteln herrscht, wie es die Gattung mit sich bringt, der familiäre Gesprächston und bei einer größeren Mannichfaltigkeit von Gegenständen eine buntere Mischung von Ernst, Scherz und vor Allem Satyre vor. Sie haben einen ächt französischen Charakter und sind am modernsten gehalten, bewegen sich aber doch in der hergebrachten Form. Von den Lehrgedichten war schon die Rede, sie sind bis auf die „Invention" nur Entwürfe. Die vorhandenen Reliquien zeigen, daß man auch in diesem Punkte viel von ihm hätte zu erwarten gehabt.

Unter den Oden haben die auf „Charlotte Corday" und „die junge Gefangene" auch im Auslande den größten Ruf erlangt, die anderen, wenn auch weniger bedeutend, bekunden doch, mit welcher Gewalt und natürlichen Freiheit er die für den lyrischen Schwung so widerspenstige Sprache zu beherrschen wußte. Sein Pindarisiren ist ein ganz anderes, als das der gewöhnlichen Odendichter.

Es ist Schade, daß André Chénier die der Horazischen Epode entsprechende Jambe, in welcher zur Zeit der Juli-Revolution Barbier seinen ethischen und politischen Zorn aushauchte, erst so spät zu cultiviren angefangen hat. Sie paßt vortrefflich zu den männlichen Zornausbrüchen,

die besonders während seiner Gefangenschaft die Indignation über alle Greuel, deren Zeuge er war, in ihm erweckte. Sie sind reich mit Ironie getränkt und haben einen scharfen, energischen Gang; in ihnen wird Tibull zum Archilochus und zeigt, daß er kein bloßer egoistischer Schönheitsschwärmer ist, daß er bei seinen Griechen auch Mannestrotz und Vaterlandsliebe gelernt hat.

Gerade diese letzten Producte, wie fragmentarisch und gering an Zahl sie sind, lassen erwarten, daß nach überwundener Jünglings- und Liebesperiode ein männlich großer Lyriker aus ihm geworden wäre; die Anlage und schon errungene künstlerische Entwickelung hatte er dazu wie kein anderer.

Die folgende Charakteristik, die St. Beuve von ihm giebt, würde dann noch einer Erweiterung bedurft haben: Eine reine melodische und gelehrte Stimme, eine edle trauernde Stirn, ein von Jugend strahlender und bisweilen thränenumhüllter Genius, die Wollust in aller ihrer Frische und Decenz, die Natur in ihren Quellen und schattigen Wäldern, eine Flöte von Buchsbaum, ein goldener Bogen, eine silberne Leyer, das Schöne in seiner Reinheit, das ist André Chénier.

Die junge Tarentinerin.

Ihr sanften Halcyone, weint im Schooß
Der Thetys um der jungen Myrto Loos,
Sie lebt nicht mehr, die Tarentinerin,
Nach Camarina trug das Schiff sie hin,
Gesang und Flöte, tönend auf der Welle,
War ihr Geleit zu des Geliebten Schwelle,
Im Schrein von Ceder lagen schon bereit
Das Stirnband und das hochzeitliche Kleid,
Für ihren Arm der goldnen Spangen Paar
Und duft'ge Salben für ihr blondes Haar.
Sie stand allein, den Blick gelenkt nach oben; — —
Da plötzlich hat ein Sturmwind sich erhoben,
Bestürzt umklammert sie des Schiffes Bord,
Er aber reißt die Kämpfende mit fort,
Ihr Rufen ist zu keinem Ohr gedrungen,
Sie sinkt, der Wellen Schooß hat sie verschlungen.

Sie sinkt, in salz'gen Fluthen rollt dahin
Der schöne Leib der Tarentinerin;
Daß er den Fischen nicht zur Beute falle,
Birgt Thetis ihn in einer Felsenhalle,
Sie winkt, aus feuchten Tiefen steigt empor
Und schwimmt herbei der Nereiden Chor,
Der trägt ihn fort und legt die schönen Glieder
Am Cap Zephyrus sanft und sorgsam nieder;
Herbeigerufen naht sich alsobald
Der Nymphen Schaar aus Berg und Quell und Wald,
Sie bilden einen Kreis um's Grab der Schönen
Und lassen so ihr Klagelied ertönen:
Zu Deinem Freunde wirst du nicht gebracht,
Dein Kleid strahlt nicht in hochzeitlicher Pracht,
Dein Arm ist nicht von goldner Spang umwunden,
Und Hymens Binde nicht ums Haar gebunden.

Die junge Gefangene.

Die Aehre reift, eh' sie des Landmanns Sichel knickt,
Die Rebe trinkt den Thau, den ihr Aurora schickt,
Bevor die Kelter droht Verderben.
Und ich, die ich, gleich ihr, so jung und schön noch blüh',
Beut heute mir der Tag auch Sorge nur und Müh',
Ich will im Lenze noch nicht sterben.

Es trotzt der Stoiker dem Tod mit trock'nem Aug',
Ich wein' und hoffe noch, und bei des Nordwinds Hauch
Beugt sich mein Haupt und hebt sich wieder.
Dem frohen Tage folgt ein Tag voll Qual und Leid,
Mischt in den Honig ach! sich nicht stets Bitterkeit?
Wogt nicht das Meer stets auf und nieder?

Die holde Täuschung ist noch nicht der Brust entfloh'n,
Des Kerkers Wände seh ich mich umsonst umdrohn,
Noch leiht mir Hoffnung ihre Schwingen.
Dem Nest entschlüpfend, das der Vogler grausam stellt,
Schwingt Philomela sich empor zum Himmelszelt,
In Freiheit froher dort zu singen.

Schon sterben soll ich? Sanft schlummr' ich am Abend ein,
Und ich erwache froh beim gold'nen Morgenschein,
Gequält von keines Traumes Schrecken;
Willkommen! sagt der Blick, der mir entgegen lacht,
Und auf der Stirn, wo ernst die bleiche Sorge wacht,
Weiß ich der Freude Strahl zu wecken.

Vom Ziel ist noch so fern mein schöner Lebensgang,
Und von den Ulmen, die sich reih'n den Weg entlang,
Hab' ich die erste kaum berühret,
Nur einen Augenblick hab' ich im Bachanal
Des Lebens, in der Hand den schäumenden Pokal
Der durst'gen Lippe zugeführet.

Der Frühling winkt mir noch, ich will die Ernte sehn,
Ich will der Sonne gleich durch alle Zeichen gehn,
Bis sich der Lauf des Jahrs vollendet.
Will eine Blume, die, des Gartens Zierde strahlt,
Kaum von der ersten Gluth des Morgenroths bemalt,
Blühn bis der Tag sich abwärts wendet.

Du kannst noch warten, Tod, entfern', entferne dich,
Geh', tröste Herzen, die Gewissensangst beschlich,
Und solche, die vergehn im Leiden.

Mir bietet Pales noch manch grünendes Asyl,
Die Liebe ihren Kuß, Musik ihr Saitenspiel;
Von hinnen will ich noch nicht scheiden. —

So, ein Gefang'ner, sang ich zu der Leyer Klang,
Wo jener Klageton der Jungfrau zu mir drang
Tief aus des Kerkers düsterm Schlunde;
Ich suchte von der Last des Grams mich zu befrei'n
Und in den holden Bann der Verse einzureih'n
Die Klag' aus ihrem süßen Munde.

Wenn mein harmonisch Lied, das ich aus Kerkers Nacht
Ihr sang, den Leser einst voll Mitgefühl entfacht,
Nach der Gefangenen zu fragen:
Voll Huld war ihre Stirn, anmuthig klang ihr Wort,
Und Jeder, der mit ihr verweilt am düstern Ort,
Wird vor dem Tod wie sie verzagen.

Im Frühling.

Freund, dem ich mein Geheimstes anvertrau',
O sieh, uns ruft der Mai in Feld und Au,
Von meiner Liebe will ich dir erzählen;
Wo Alles liebt, da darf auch ich nicht fehlen.
Als uns des Winters hartes Joch bezwang,
Ach, da verstummte meiner Leyer Klang,
Die Muse wagt sich nicht auf eis'ge Spuren,
Sie bebt beim Anblick der erstarrten Fluren,
Sie birgt sich schüchtern an des Heerdes Gluth
Und schweigt erschreckt bei wilder Stürme Wuth.
Bringt aber Procnes' Ruf die Vögel wieder,
Und hüllt beim Klang der Quellen und der Lieder
Der Lenz sich in sein hochzeitliches Kleid,
Dann, froh und heiter und von Furcht befreit,
Gleicht sie des Waldes Freundin, der Cigale,
Die um die Zweige schwirrt im grünen Thale,
Die sich von Blumen nähret und vom Thau,
Und die dem Landmann kündet in der Au,
Wenn ihr Gesang mit seinem sich vereint,
Daß nun die beff're schönre Zeit erscheint.
So wandl' auch ich im Schatten auf und nieder;
Ich sing' dem Zephyr und den Nymphen Lieder,
Dem Lenz, der sich mit farb'gen Blumen kränzt
Und meiner Liebe, die noch heller glänzt.

Camilla.

Voll Unruh flieh ich in den dunklen Hain,
Camilla, Liebe liebt allein zu sein.
Was nicht Camilla, ist gleichgültig mir,
Stets in der Einsamkeit bin ich bei dir. —
Was sag' ich, ach von ihr, der Spröden, ferne,
Täuscht mich der Traum der Hoffnung nur zu gerne,
Er zeigt, wie ich es wünsche, mir ihr Bild,
Nicht stolz, nicht launisch, nein, so sanft, so mild!
Dann hat sie kein erkünstelt Widerstreben,
Dann ist sie meiner Liebe hingegeben,
Zu Sanftmuth wird dann ihre Grausamkeit.
Sie wandelt leichten Schritts an meiner Seit'.
Ich führe sie auf unbelauschtem Wege
In dunkle Grotten, schattige Gehege — —
Doch ist sie da, lieg' ich zu ihren Füßen,
Muß Wirklichkeit für süße Täuschung büßen.
Camilla flößt mir ew'ge Sehnsucht ein,
Ihr Bild ist meinem Auge schön allein,
Wo sie erscheint, fehlt Reiz und Anmuth nimmer,
Und Alles strahlt bei ihres Auges Schimmer;
In Dorf und Stadt, im Garten, in der Villa
Ist überall die Königin Camilla,
Und ich stets der, der sich ihr rasch ergiebt,
Den sie verstößt und der sie ewig liebt.

Der Dichter.

Nur schwach zeigt Kunst der Seele Lust und Schmerz,
Sie macht nur Verse, Dichter ist das Herz,
Den Genius treibt's, sein Innres zu gestalten
Und was er schuf, nach Außen zu entfalten.
Im treuen Verse giebt er's Allen kund,
Denn unwillkürlich spricht des Dichters Mund.
Das Herz dictirt, er schreibt, er kann entziehn
Sich dem nicht, was die Gottheit ihm verliehn.
Ist er geliebt und frei von Sorg' und Qual,
Glänzt noch um Aug' und Wang' der Freude Strahl,
Fühlt er, wie heiße Jugend ihn durchglüht,
O wie gesund und frisch sein Vers dann blüht!
Und sagt: es sei so schön auf dieser Erden,
Und weise sei es, darauf alt zu werden.

Doch wenn er, arm und edel, voll Erbarmen,
Nicht helfen kann beim Anblick eines Armen,
Wenn die Geliebte treulos ist und falsch und leicht,
Und wenn ihr Ohr sich fremden Schmeichlern neigt,
Wenn Sorg' und Gram die Seele ihm erfüllt,
Dann ist sein Vers in schwarzen Flor gehüllt,
Dann ist die Erde rings voll Qual und Noth,
Dann ist das höchste Glück ein rascher Tod.
Sein Wort, wie sich's zu widersprechen scheint,
Ist wahr, es lobt und tadelt, wie er's meint.
Er greift, daß der Gedank' ihm nicht enteile,
Ihn auf im Flug und banrt ihn in die Zeile;
Und so, indem er ganz sein Selbst verleiht,
Macht er zur Gegenwart Vergangenheit,
Und so, sich zu erkennen ist sein Streben,
Durchforscht er Blatt für Blatt, sein Herz, sein Leben.

Meine Klause.

Wer Herr und König mag sich glücklich nennen,
Ich muß des Schicksals Weisheit anerkennen,
Es hat mich, gnädig auf mein Wohl bedacht,
Zum König meiner Klause hier gemacht.
Mein Louvre ist im Dach dies kleine Zimmer,
Wo mich begrüßt des Morgens erster Schimmer.
Verstreut auf Tisch und Bett und Stuhl sind hier
Zeichnungen, Bücher, Federn und Papier,
Hier ist's, wo ich in Träume mich versenke
Und schlummre, lese, sing' und wein' und denke,
Was ich einst werden will; ich streu' in Frieden
Hier Samen, dem die Ernt' einst wird beschieden.
Hierher bring' ich zurück mit voller Hand
Die Beute, die ich, fernhin wandernd, fand.
Sei's, daß auf eines alten Buches Seiten
Ich mich erging in längst verklungnen Zeiten,
Sei's, daß ich schweifte, ach, ich thu's so gerne!
Durch Berg und Thal und Fluß und weite Ferne,
Ich sauge, da mich Alles reizt und freut,
Den Honig, den mir jede Blume beut;
Was hier und dort mir Köstliches erschienen
Samml' ich in meinen Korb wie fleiß'ge Bienen.

Béranger.

Bérangers Lebenslauf ist ein höchst einfacher, aber die Wirkung seiner Chansons grenzt ans Wunderbare, mit ihnen hat er den Thron der Bourbonen unterwühlt und der Restauration Schläge versetzt, von denen sie sich nicht wieder erholt hat, durch sie hat er nach der Juli-Revolution zur Aufrechterhaltung der Opposition, des demokratischen und kriegerischen Geistes in der Nation beigetragen, ja er hat, selbst ohne es eigentlich zu wollen, die republikanischen und socialen Bewegungen geschürt, die den Umsturz von 1848 hervorriefen und hat schließlich, freilich indem er es noch weniger wollte, durch seine Verherrlichung des ersten Napoleon, dem er eine mythische legendenhafte Bedeutung zu geben wußte, dem zweiten Kaiserreich in die Hände gearbeitet. Diese beispiellose Wirkung in gutem und schlimmem Sinne, seine durchaus exceptionelle Stellung, die ihn mit allen Schichten der Bevölkerung von der Handwerkstätte und Mansarde bis zum Ministertisch in Berührung brachte, verdankt er freilich der ereignißvollen, bewegten Zeit, dann aber auch der Kunst und Geschicklichkeit, mit der er die populärste aller Poesiegattungen zu benutzen und zu heben wußte, verdankt er aber fast noch mehr der Selbsterkenntniß und Beherrschung, mit der er in den Schranken seines Talentes und seiner Stellung blieb, dem festen Sinne, mit dem er jeder Verlockung des Ehrgeizes und der Habgier entgegentrat, und sich in seiner Niedrigkeit

und Armuth zu begnügen wußte, — Klugheit und Berechnung, denn er war scharf- und weitblickend, spielten mit hinein, doch er hat nicht, wie Neid und Verkleinerungssucht behaupteten, eine bloße Rolle gespielt, man spielt nicht vierzig Jahre lang eine Rolle, am wenigsten die der Entbehrung und Entsagung. Mes chansons c'est moi, elles sont les mémoires chantantes de ma vie, sagt er selber. Wir müssen daher, um den Dichter zu verstehen, einen Blick auf seine Person und sein Leben werfen.

Béranger, die Taube mit der Adlerklaue, wie Börne ihn nannte, ist geboren zu Paris am 19. August 1780 im Hause eines Schneiders, seines Großvaters. Bei der Taufe erhielt er den Namen Pierre Jean, dem er, in seiner Art auch ein Apostel, freilich in ganz eigenthümlicher Weise entsprach. Seine Eltern hatten wenig Einfluß auf seine Erziehung. Der Vater, ein arbeitsscheuer, unbemittelter Handlungsgehilfe, war im Grunde ein hochstrebender Abenteurer. Er nannte sich Herr v. Béranger, obgleich sein Stammbaum auf sehr schwachen Füßen stand. Er war in einer Dorfschenke in Peronne geboren. Das hielt ihn aber nicht ab, den Aristokraten zu spielen und sich später unter dem Consulate in royalistische Verschwörungen einzulassen. Vielleicht ward der Sohn nur um so demokratischer, weil er die aristokratischen Albernheiten des Vaters durchschaute. In seinem Dichternamen behielt er übrigens das de bei, um sich von einem gleichnamigen Chansonnier zu unterscheiden, sonst verhehlte er seine plebejische Abkunft in seinen Liedern wahrlich nicht: je suis vilain et très vilain ist ein häufiger Refrain derselben, in denen jedoch nie von seinen Eltern die Rede ist. — Seine Mutter war eine elegante Putzmacherin, die sich bald von ihrem Manne trennte.

Wie Villon, der Vater der Chansons, und Molière war auch Béranger ein Pariser Gassenbube und lernte in den Gassen der Hauptstadt das, was sie alle drei zu den volksthümlichsten Dichtern des Landes gemacht hat. — Er wohnte, wie recht und billig, der Erstürmung der

Bastille, die er später besingen sollte, bei. Im neunten Jahre, als die Revolution eine bedenklichere Gestalt gewann, schickte man ihn zu einer braven frommen Tante nach Peronne. Hier lernte er lesen und las statt der Gebetbücher, die sie ihm gab, den Telemach, Racine und Voltaire, die in ihrer Bibliothek standen. Der Schelm, der im Knaben steckte, zeigte sich schon früh; einst, als er vor der Hausthüre stand, schlug der Blitz bei ihm nieder und warf ihn besinnungslos zu Boden. Ins Bett gebracht und wieder zu sich kommend, rief er aus: Tante, was hilft Dir Dein Weihwasser, womit Du, wenns donnert und blitzt, Fenster und Thüren besprengst! Als bald darauf Kanonendonner die Befreiung Toulons verkündete und die Marseillaise in den Gassen erklang, mögen wohl die ersten patriotischen Empfindungen, die die schönsten seiner späteren Lieder durchglühen, in ihm erwacht sein. Im vierzehnten Jahre wurde er, wie Benjamin Franklin, sein Geistes- und Seelenverwandter, Buchdruckergehilfe, und besuchte zugleich eine Schule, in der es wunderlich genug herging. Es war eine von einem Conventsdeputirten gestiftete Musterschule mit philanthropisch republikanischer Tendenz, wo Alles nach Rousseau'schen Principien eingerichtet war. Eigentlich gelernt wurde Nichts, aber man übte sich in fingirten Adressen an den Convent, in politischen Debatten und Discussionen, hielt Schwurgerichte ab, trug Uniform und exercirte, kurz dies sonderbarste aller Gymnasien war eine Art Club und Feldlager zugleich. Béranger spielte darin als erster Secretär eine Hauptrolle und hat hier, wenn auch keine classische Bildung, doch große Sprachgewandtheit gewonnen.

Im achtzehnten Jahre kehrte er nach Paris zurück, wo sein speculativer Vater auf einmal Theilnehmer an einem Bankgeschäft geworden war und daneben royalistische Verschwörungen betrieb, die den Sohn nicht wenig ärgerten. Mit einem vollen Geldbeutel gab dieser sich in aller Jugendlust den Zerstreuungen des Pariser Lebens hin, trieb allerlei Studien und besuchte fleißig die Theater, für die er, in Compagnie mit andern, Vaudevilles schrieb. Er entwarf

sogar ein Aristophanisches Lustspiel, der Hermaphrodit, das die Verkehrtheiten der Zeit durchhecheln sollte, aber die Größe Molières, den er zum Muster nahm, entmuthigte ihn. Hat Béranger auch später keine Dramen geschrieben, so sind diese Studien doch nicht verloren gewesen. Die anschauliche Lebendigkeit und Schlagkraft, die wundervolle Gruppirung und Inscenesetzung vieler Chansons, die geradezu kleine Dramen sind, verdankt er ihnen ohne Zweifel; es ist damit wie mit La Fontaines Fabeln. Auch mit Plänen zu Idyllen und Elegien und einem Epos über Chlodwig, einer Ode über die Sündfluth und die Wiedereinsetzung des Cultus, Alles im Styl der hergebrachten akademischen Weise, befaßte er sich damals. — Zum Glück für seine Poesie wurde er aber bald unglücklich und verfiel in Armuth und Elend, denn auf die schönen Speculationen seines Vaters, die Millionen einbringen sollten, folgte bald ein gründlicher Bankrott, und unser Dichter war wieder vis à vis de rien. Da er von seinen poetischen Arbeiten noch nicht leben konnte, wollte er nach Aegypten gehen, wohin Bonapartes Eroberungen viele Franzosen lockten. Doch dieser Plan zerschlug sich, und er bezog eine jener in seinen Liedern so oft verherrlichten Bodenkammern. Hören wir nur, was er in seinen Memoiren sagt: Welch wundervolle Aussicht hatte ich da im siebenten Stock, wie liebte ich es, am Abend meine Blicke über die unermeßliche Stadt hingleiten zu lassen, besonders, wenn sich in das dort emporsteigende unaufhörliche Gesumse das Grollen eines fernen Gewitters mischte; mit unsäglicher Befriedigung habe ich mich da, wenn auch ohne Geld und Sicherheit für die Zukunft, eingenistet. Allein zu sein und Verse zu machen, schien mir eine Seligkeit.

Ueber seine damalige Lage sagt er in einem Briefe: Ich war sehr arm; um das kleinste Vergnügen bestreiten zu können, mußte ich acht Tage lang von Brodsuppe, die ich mir selbst zurecht machte, leben, dabei Reim auf Reim häufend und voll Hoffnung auf zukünftigen Ruhm. — In diese Zeit, die er zugleich in lustiger Gesellschaft mit singen=

den Freunden und lachenden Grisetten verbrachte, und wo beim Traiteur Schulden gemacht wurden, fällt die eigentliche Geburtsstunde seines Talentes. Hier nimmt sein Geist und seine Lebensanschauung jene Richtung, der er bis zur Todesstunde treu geblieben ist. Die bedrängte Lage weckte alle Hilfsquellen seiner Seele. Die Noth machte ihn heiter, die Armuth machte ihn reich. — Jetzt tritt er dem eigentlichen Volke in allen Schichten nahe und eignet sich seine Anschauungs- und Ausdrucksweise, seine Größe und Schwäche, seine Tugenden und Fehler in einer Weise an, daß wir beim Lesen des hier Entstandenen fortwährend vergessen, wie er darüber stand; das aber that er, denn sonst hätte er das Erlebte, Empfundene und Geschaute nicht künstlerisch verwerthen können.

Die Form des eigentlichen Chansons, dem er, wie wir später sehen werden, eine neue und höhere Bedeutung gab, eignete er sich beim Eintritt in einen lustigen Sänger- und Dichterclub an, genannt das Caveau, der Keller, wo die bekannten Dichter Collé, Panard und Désaugier dasselbe nach der Weise des 18. Jahrhunderts in improvisirten Lust-, Spott- und Trinkgesängen cultivirten. — Vor Allem lernte er hier den Refrain, die Seele der Gattung handhaben. Auch ein anderer günstiger Umstand griff ihm zur rechten Zeit unter die Arme, denn beim Hungern, Singen und Schuldenmachen wurde ihm doch zuletzt bange. Der Bruder des ersten Consuls, Lucian Bonaparte, stand in dem Ruf, ein edler, die Poesie beschützender Mann zu sein. Eines schönen Tages packte Béranger seine sämmtlichen höheren Poesien zusammen und sendete sie ihm mit einem Panisbrief. Lucian ließ ihn rufen und versprach, ihn zu protegiren, aber ein Zerwürfniß mit dem während dessen zum Kaiser gewordenen Bonaparte veranlaßte denselben, nach Italien abzureisen. Béranger war wieder vis-à-vis de rien, da kam ein Brief und meldete, daß ihm Lucians Gehalt als Akademiker (1200 Fr.) von demselben abgetreten wäre. Außerdem verschaffte ihm der Trauerspieldichter Arnauld auch noch eine kleine Stelle als expedirender

Secretär beim Unterrichtsministerium. Wunderbar genug ist es, daß der ausgelassenste aller Liederdichter so viel mit der Pädagogik zu schaffen gehabt hat. Nach der Juli-Revolution wollten ihn seine Minister gewordenen Freunde allen Ernstes sogar zum Cultusminister machen. Da antwortete er aber: Wenn Ihr mich zwingt, dieses Amt anzunehmen, so wird mein erster Act sein, daß ich die Einführung meiner Chansons in die Mädchenschulen decretire. Das Conseil lachte, und es war keine Rede mehr davon. Seine Secretärstelle war im Grunde eine Sinecure, er machte selbst im Bureau Chansons, aber noch immer nur für seine Lisette und seine Freunde; an's Druckenlassen dachte er noch gar nicht. Indeß seine freilich sehr zahme, politische Satyre auf den Kaiser: „Le roi d'Yvetot"*) kam abschriftlich weit herum und erreichte selbst diesen, der herzlich darüber lachte, und den die erstaunten Kammerherren eines Abends vor sich hinsummen hörten:

Oh! oh! oh! ah! ah! ah!
Quel bon petit roi était cela!

„Der Senateur", eine scharfe Satyre auf die Staatsverwalter und andere folgten bald und machten ihn rasch bekannt. Als seine erste Sammlung im Jahre 1815 zuerst im Druck erschien, war er schon ein berühmter Mann, seine Lieder waren schon von Mund zu Mund geflogen und abschriftlich von Hand zu Hand gewandert. Er hat ganz Recht, wenn er einmal sagt: Hätte je ein Dichter der Druckerpresse entbehren können, so bin ich es!

Nun aber wurde ihm Amtsentsetzung angedroht, wenn er fortführe, einerseits so unmoralische und andererseits so staatsgefährliche Lieder zu schreiben; aber er ließ sich nicht irre machen und setzte seine poetischen Angriffe gegen die Bourbonen, die Priester, die Schwarzröcke, die Jesuiten und Duckmäuser, die Stellenjäger, die politischen Wetterfahnen, die anspruchsvollen Höflinge und Krautjunker, die Dickbäuche und Finanzmänner, kurz gegen Alles, was die

*) Siehe den Anhang.

Restauration wieder nach Frankreich gebracht hatte, fort. Er that es anonym, aber die ganze Stadt kannte den Vater der boshaften Lieder. Als er die zweite Sammlung herausgab, war er klug genug, zugleich seine Entlassung zu fordern von einer Behörde, die wahrlich langmüthig genug gewesen war.

Nun aber begann für ihn die Zeit der Preßprocesse und Verhaftungen, die ihm erst die wahre Märtyrerkrone aufsetzte und seine Popularität bis zu einem beispiellosen Grade steigerte. Er wurde vor die Assisen verwiesen und als Frevler gegen die öffentliche Moral, die guten Sitten, die Religion und die Person des Königs verklagt. Man schickte ihn ins Gefängniß, wo er wieder Chansons machte, die da zeigten, daß seine lustige und boshafte Muse ihm dahin gefolgt war. Wieder frei geworden, bot ihm der Bankier Laffitte eine Stelle an, aber er bedurfte dessen nicht mehr, sein Verleger bezahlte ihn zur Genüge.

Bei der neuen Sammlung von 1828 wurde er wieder verklagt und von Dupin in einem brillanten Plaidoyer vertheidigt, das dieser schon so famosen Sache ein nur noch größeres Aufsehen gab. Als er zu neun Monaten und zu einer Geldstrafe von 10,000 Fr. verurtheilt war, brachte eine von Laffitte veranstaltete Nationalsubscription die Summe auf der Stelle auf.

Da nun bald nachher die Julirevolution, zu der er zugleich mit P. L. Courier, dem Pamphletisten, mehr als irgend Jemand mitgeholfen hatte, ausbrach und er seine Ideen der Verwirklichung nahe sah, entsagte er für immer der Stelle eines Agitators und politischen Parteidichters und überließ es den Jamben Barbiers, die bald erfolgende Enttäuschung in bitteren Satyren auszusprechen. — Er sagte: „Ich besitze keinen andern Schatz als meinen Ruhm, erlaubt mir, daß ich sparsam damit umgehe, der Dichter ist todt, der Mann ruht sich aus.“ Indeß der Dichter war noch nicht todt, nur der Parteisänger war es. Er ließ 1833 noch eine letzte Liedersammlung folgen, die ein anderes Gepräge trägt, über das ich ihn selber am besten

sprechen lasse. „Meine Lieder sind mein Ich. Auch ist darin das traurige Zunehmen der Jahre zu verspüren. Sie sind ernster geworden, sollte es ein Vorwurf sein, so bedenke man, daß der Geist der gegenwärtigen Zeit eben so sehr, als mein Alter in die Wahl meiner Stoffe mehr Gewicht und philosophische Bedeutung hat bringen müssen. Sie befassen sich mehr mit Fragen von socialem Interesse, als mit rein politischen. Darf man sich darüber wundern? Wenn man einmal das Princip, wofür man gestritten hat, als wiedererrungen annimmt, so ist natürlich, daß man es zum Vortheil der Meisten anzuwenden sucht. Das Glück der Menschheit ist der Traum meines Lebens gewesen. Ich verdanke dies dem Stande, worin ich geboren bin und der praktischen Erziehung, die er mir gab." — Jetzt, wo er die Einsamkeit suchte, wurde es ihm schwer, sie zu finden. Er floh vor lästigen Besuchern, die sein Ruhm aus allen Ecken Frankreichs und Europas herbeilockte, von Passy nach Tours, von Tours nach Fontainebleau und verkroch sich zuletzt in die entlegensten Vorstädte von Paris. Auf allen diesen Wanderungen begleitete ihn seine treue Lebensgefährtin Judith Foy, von jüdischer Abkunft, in der man mit Unrecht das Urbild aller jener leichtsinnigen Lisetten und Grisetten gesehen hat, die seine Jugendlieder besingen. Sie war ein in jeder Hinsicht vortreffliches Frauenzimmer; sie ist es, der er das Lied „An die gute Alte" *) gedichtet hat.

Sein Leben voll antiker Einfachheit, in der sich die sokratische Sophrosyne verkörpert, war der Beschaulichkeit, der Erinnerung, dem Studium und dem Umgange mit altbewährten Freunden in ländlicher Umgebung gewidmet. Viele seiner späteren Lieder malen den sinnig heiteren Greis in reizender Weise. Wie eifersüchtig er auf seine Unabhängigkeit war, beweist die Zurückweisung des Ehrenkreuzes, des Sessels in der Akademie und sein baldiger Wiederaustritt aus der constituirenden Versammlung von 1848, ein Jahr, dessen Revolution ihm nicht unerwartet,

*) Siehe den Anhang.

aber zu früh kam; seine Ansicht darüber theile ich unten mit. Von seiner fabelhaften Uneigennützigkeit und scrupulösen Gewissenhaftigkeit in Geldsachen liegen die merkwürdigsten Proben vor. So opferte er einst 30,000 Francs als Ertrag einer neuen Auflage seiner Gedichte, damit sie mit in die Masse des Bankrott machenden Bankiers kämen, dem er sie anvertraut hatte. Marschall Sebastiani bot ihm einst auf die liebenswürdigste Weise 100,000 Francs an, und wurde ebenso zurückgewiesen, wie später der Bankier Pereire, der ihm Actien für den Crédit mobilier al pari sandte.

Es würde zu weit führen, wenn ich die unzähligen Züge seiner Wohlthätigkeit an arme Handwerker und rath- und hilfsbedürftige Schriftsteller vorführen wollte; sie sind in seiner Correspondenz enthalten, die einen großen Theil seiner Zeit hinnahm, sie ist wie seine Prosa überhaupt, einfach, klar und geistvoll stylisirt.

Béranger starb am 16. Juli 1857 um 2 Uhr Abends in seinem letzten Zufluchtsorte in der Rue Vendôme an einer Herzkrankheit, die ihn, den sonst so rüstigen Mann, in den letzten Jahren seines Lebens gequält hatte, als siebenundsiebenzigjähriger Greis. Noch im Todeskampfe machte er ein hübsches politisches Bonmot. Als er eben einen Erstickungsfall ritterlich überstanden hatte, tröstete man ihn und sagte, es sei nur eine oppression passagère. Er aber antwortete: Allez, l'opression (was auch für politische Bedrückung gebraucht wird) fatigue toujours et finit par tuer.

Ich war damals gerade in Paris und bin während der Krankheitstage mehrmals in seinem Hause gewesen, um mich, wie ganz Paris that, mehrmals nach seinem Befinden zu erkundigen und bei ihm einzuschreiben. Ich kann mich nicht enthalten, aus einer damals entworfenen Skizze über meinen Pariser Aufenthalt eine auf Bérangers Tod und Beerdigung bezügliche Stelle mitzutheilen, sie giebt den lebendigen Eindruck, den ich als Augenzeuge hatte, wieder.

Eines Morgens ging ich über die Place des Victoires, in deren Nähe ich wohnte, und sah nicht weit von der Statue Ludwigs XIV. mit der Inschrift: „Viro immortali“ eine

Menge Leute vor einem Plakate stehen, das Bérangers Tod und die Vorkehrungen verkündete, welche die Regierung getroffen, um etwaigen demokratischen Demonstrationen vorzubeugen. Béranger I., dachte ich, bekommt vielleicht keine Statue in Erz wie jener Ludwig XIV., aber das vir immortalis ist ihm sicher; ich konnte mich beim Lesen dieser Todesnachricht, die gleich von einer Drohung begleitet war, einer zugleich wehmüthigen und bitteren Empfinduug nicht erwehren, obgleich ich seinen Tod täglich erwartet hatte. — Auf den Boulevards begegnete mir ein Bekannter. „Kommen Sie mit zum Boulevard du Temple, Béranger wird begraben.“ „„Morgen, er ist ja gestern erst gestorben.““ „Nein, heute, in einer Stunde.“ Je mehr wir uns dem Bastillequartier näherten, desto schwärzer wurde Alles von Volkshaufen und Truppencolonnen, aus den Faubourgs strömten ungeheure Massen von Blousenmännern herbei, und ich bekam da viele von jenen Gestalten zu sehen, die nur erscheinen, wenn das Barometer auf Sturm steht. Es waren ein paar spannende Stunden, die ich in diesem Gedränge und Gewoge von wenigstens 400,000 Menschen verlebt habe. Alle Arbeiter von Paris hatten ihre Gewerke eingestellt und eilten herbei, um, wenn sie ihrem Lieblingsdichter auch nicht folgen konnten, doch seinen Leichenzug mit anzusehen; daß sie aber nicht folgen konnten, dafür sorgten die von mehreren Generalen commandirten, die Straßen absperrenden Infanterie-, Cavallerie- und Artillerie-Regimenter, eine ganze stolze Armee für die Leiche eines bescheidenen Dichters! Man rannte hin und her und wurde, wie es schien absichtlich, durch die militärischen Evolutionen über den Weg, den der Zug nehmen würde, getäuscht; daß er nicht der gewöhnliche sein würde, war man schlau genug, von der schlauen Polizei vorauszusetzen. Ein günstiger Zufall wollte, daß ich gerade an der Ecke einer kleinen Straße stand, als der Zug vorbei kam; der einfache mit Palmen und Lorbeer bekränzte Leichenwagen war angemessen, Alles andere aber: der militärische Pomp, die kaiserlichen Wagen, das vornehme Gefolge, in dem keine

Blouse, keine Handwerksjacke, kein bürgerlicher Rock zu sehen war, erschienen wie eine Verhöhnung gegen des Dichters letzten Willen. Wär's nicht so klug, man wär' versucht, es herzlich dumm zu nennen. Die Regierung, der die letzten Wahlen und die Attentatsgeschichte zu Kopf gestiegen waren, hatte da einen Fehler begangen, der nach Talleyrand schlimmer ist als ein Verbrechen, sie hatte Furcht gezeigt. Trotz dieser bittern Einmischung ist mir aber doch ein unauslöschlicher Eindruck geblieben. Diese über mehrere Hunderttausende verbreitete Theilnahme, die ich auf den Gesichtern las und aus den Gesprächen hörte, dieser Eifer, mit dem ein Jeder sich die Denkmünze, die Statuette, das Portrait des Dichters und selbst der ärmste einen Immortellenstrauß kaufte, um ihn als Zeichen der Trauer ins Knopfloch zu stecken, das tausendstimmige: Honneur à Béranger! das den Vorbeizug der Leiche empfing, vergesse ich nie, und zweifle, daß die Weltgeschichte je ein Dichterbegräbniß von so massenhafter Betheiligung gesehen, einer Betheiligung, die noch viel größer gewesen wäre, wenn die Beerdigung nicht in geradezu illegaler Weise wäre verfrüht worden.

Bérangers äußere Erscheinung ist auf den meisten von ihm erschienenen Bildern nur sehr ungenau wiedergegeben; die spießbürgerlich-bäuerliche Haltung ist darin durchaus unrichtig, da er, wie viele Besucher bezeugen, selbst im Hausrocke noch etwas Distinguirtes hatte. Sein sehr proportionirter Wuchs erreichte kaum fünf Fuß einen Zoll, aber die Höhe und der Umfang seines Kopfes ließ ihn größer erscheinen, und dieser Kopf war es, worauf sogleich das Auge des Besuchers sich richtete; er war sehr eigenthümlich geformt, und der Schädel drängte sich so nach der Stirn hin, als hätte er eine zu schwere Last von Gedanken zu tragen. Seit dem zweiundzwanzigsten Jahre war Béranger kahl geworden und hatte dadurch jenes in der Jugend so sanfte und später so ehrwürdige Ansehen eines vom Leben ermüdeten Mannes, eines sich ausruhenden Patriarchen gewonnen. Dabei aber umschlossen die wenigen

ihm gebliebenen, kaum gebleichten blonden Haare, die er wachsen und auf die Schulter herabfallen ließ, sein Gesicht in liebenswürdigster Weise. Charakterfestigkeit war in jedem Zuge ausgedrückt; aber man las auch darin die Sanftmuth seiner Seele. Seine großen blauen Augen, die ein wenig aus ihrer Höhlung hervortraten, hatten einen Ausdruck, den Niemand vergessen konnte. Gegen das Ende seines Lebens hatten sie sich verschleiert und verdunkelt, aber sie hatten die Heiterkeit des Blickes bewahrt und sprachen noch voll Güte, als sein Mund schon verstummt war. Wenn ein großer Gedanke durch seinen Geist zog, so leuchtete ein Blitz aus ihnen und der Unwille machte, daß sie flammten. Der Mund besonders war von eigenthümlichem Schnitt, auf den gewölbten Lippen spielten zu gleicher Zeit das Lächeln des Wohlwollens und der Ironie. Schöne Worte entflossen ihnen vibrirend und harmonisch. Diese Stimme von fast immer sanftem und harmonischem Klange wußte aber auch, wo es Noth that, ernste und strenge Noten zu finden. Es war, als hätte in den letzten Tagen sein Sprachausdruck etwas Prophetisches bekommen, er hallte noch lange im Ohr der an seinem Todtenbette Stehenden wieder. In seiner Jugend war Béranger zart, kränklich und hinfällig gewesen und heftigen Kopfschmerzen unterworfen, von denen das Alter ihn befreite. Seine Miene, die Chateaubriand fine et voluptueuse nannte, war voll Anmuth, aber oft von Wehmuth angehaucht. Seine Hand war klein, schlank und fein. Er war ein großer Fußgänger und hatte einen festen, leichten Schritt; fast alle seine Chansons sind auf Spaziergängen entstanden.

Seine Kleidung glich der eines protestantischen Geistlichen, sie war von dunkler Farbe und sehr einfach, sein breitberändeter Filzhut stand ihm besser, wie jedem anderen; er hatte die frühere Mode beibehalten und trug noch im Alter große, aufstehende Vatermörder im Halstuche, wie er sie in seinen jungen Jahren getragen hatte, aber in alledem lag nichts Affectirtes, es war ihm nur um Behäbigkeit und Bequemlichkeit im Anzuge zu thun.

Zur Vervollständigung dieses Lebensabrisses und dieses Bildes seiner Persönlichkeit füge ich noch einige Züge über seinen Charakter, seine Weltanschauung und seine politischen Ansichten hinzu, ich entnehme sie seinen eigenen Aufzeichnungen und glaube, daß sie die beste vorbereitende Einleitung zum Verständniß seiner Poesie geben. Béranger hatte in hohem Grade die geistigen Eigenschaften, durch die man glänzt und berühmt wird, vor Allem in Frankreich, doch damit erlangt man noch nicht die ungetheilte Liebe einer Nation, er verband aber mit seinem Talente eine gediegene Persönlichkeit, er war und blieb ein einfacher, unbestechlicher, anspruchsloser Mann, darauf beruhte das Geheimniß seiner Macht, seiner beispiellosen Stellung im Volke und in der Gesellschaft und das jetzige pietätsvolle Andenken seines Volkes.

Es genüge folgende Aeußerung von ihm über seine Stellung und freiwillige Armuth zu citiren:

Mitten in die Gesellschaft der Reichen geworfen, setzte meine Dürftigkeit mich nicht in Verlegenheit, denn es kostete mich Nichts, zu sagen: Ich bin arm. Dies Wort, welches nur allzu viel Leute sich auszusprechen scheuen, ersetzt fast das Vermögen, denn es bewirkt, daß man sich erlauben darf, ökonomisch zu sein. Macht nur aus Eurer Armuth keine gène für die anderen, versteht es, im passenden Moment Euch selber darüber lustig zu machen und man wird Mitgefühl damit haben, ohne Euer Selbstgefühl zu verletzen. Ich habe dies oft jungen Leuten gesagt, die allzu geneigt zu aristokratischem Luxus darüber errötheten, daß sie ihn entbehren sollten. Wenn weder ihre Ehre noch ihre Unabhängigkeit leiden soll, so mögen Sie lernen zu sagen: Ich bin arm. Wenn man nicht egoistisch sein will, muß man ökonomisch sein. Das ist Reichthum, wenn man wenig Bedürfnisse und viele Freunde hat.

Sein Freundschaftssinn zieht sich wie ein rother Faden durch alle seine Lieder. Ueber die Liebe thut er folgende für seine Liebeslyrik Aufschluß gebende Aeußerung: Vielleicht habe ich nie das gekannt, was unsere älteren und

neueren Romanschreiber Liebe nennen, denn ich habe immer im Weib weniger die Gattin und die Geliebte gesehen, was nur zu oft heißt, eine Sklavin oder Tyrannin daraus machen, sondern immer eine Freundin, die uns Gott geschenkt hat. Die achtungsvolle Zärtlichkeit, die dies Geschlecht mir seit meiner Jugend eingeflößt hat, war immer eine Quelle meines süßesten Trostes. So habe ich nach und nach eine geheime Anlage zur Melancholie bewältigt, die Dank den Frauen und der Poesie mich immer seltener heimsuchte, ich hätte jedoch nur sagen sollen, Dank den Frauen, denn die Poesie kommt mir von ihnen.

Die künstlerische und literarhistorische Bedeutung seiner Lieder, deren fabelhafter Erfolg sein Urtheil leicht hätte verwirren können, überschätzte er keineswegs. Er sagt darüber in einem Briefe an Chateaubriand, zu dem er in einem näheren Freundschaftsverhältnisse stand, wie weit auch die literarische, religiöse und politische Richtung der beiden Männer auseinander ging: „Mein Ruf, der so ausgedehnt, der so populär ist, der so weit hinabdrang, wie fast nie ein Schriftstellername gedrungen ist, hat mein Urtheil über meine Leistungen nicht verändert. Ich bin ein guter kleiner Dichter, ein gewissenhafter und geschickter Arbeiter im Fache der Poesie, dem die alten Liederweisen und die kleine Ecke, auf die sie sich beschränkte, Glück gebracht haben. Nur mit Erröthen habe ich mitunter bei meiner Poesie das Wort Leyer gebraucht, es ist nur eine Drehorgel, die ich ertönen lasse, aber sie ist unabhängig geblieben und hat dazu gedient, das Volk der Gasse zu trösten, das unsere vornehme Literatur vielleicht zu sehr vernachlässigt hat. Ich werde deshalb eine Zeile in der Weltgeschichte erhalten; wie viele große Männer müssen diese Zeile entbehren!“

Ein Dichter ist kein Philosoph und kein Politiker. Die Seele des Dichters wird nicht durch besonnene Erwägungen geleitet, sondern durch die Macht der Gefühle beherrscht, die eine große Erscheinung, ein großer Moment hervorruft, sie erzittert sympathetisch mit dem, was die

Menge bewegt und spricht sich in tönenden und bilderreichen Worten aus, an die man nicht den Maßstab legen darf, der einer philosophischen oder politischen Abhandlung entsprechend wäre. — Wir dürfen daher auch nicht von unserm Dichter verlangen, daß er beim Schaffen seiner Chansons das Für und Wider hätte erwägen und die historische respective Berechtigung dessen hätte anerkennen sollen, was er bekämpfte, oder die Gefahren, die in dem lagen, wofür er begeistert war und Andere begeisterte. Hätte er Alles erwogen und bedacht, so wäre er eben kein Dichter gewesen, vor Allem kein Lyriker, dessen Natur es ist, die Stimmung des Moments zu reflectiren und das zum Ausdruck zu bringen, was die Menschen seiner Zeit und seines Landes bewegt. Es wäre ebenso wohlfeil wie müssig, mit historischen und moralischen Gründen die Einseitigkeiten unsers Dichters zu bekämpfen und ihn dafür zur Rechenschaft zu ziehen. Aber interessant ist es, aus seinen Aufzeichnungen zu entnehmen, wie klar und scharf er später rückblickend die Ereignisse der Zeit und die Natur seiner Landsleute würdigte. So sah er, wie auch sein seherhaftes Gedicht „die Sündfluth“ verräth, die zweite Republik kommen und schrieb schon 1833 an den Prinzen Lucian Bonaparte: Im Interesse der Republik, die ich voraussehe, wünsche ich nur, sie möge nicht zu bald kommen. Der schlimmste Vorwurf, den ich der jetzigen Regierung mache, ist der, daß sie dieselbe mit der Hitze eines Gewächshauses groß zieht. Bei der ersten Nachricht von der Februarrevolution rief er aus: Wir hatten vor uns eine Treppe, auf der wir hinabsteigen konnten, und jetzt sind wir durchs Fenster gesprungen.

So war Béranger als Mensch, so seine Anschauungen und Ansichten. Es bleibt mir nun noch übrig, den Dichter vorzuführen und die große Wirkung seiner kleinen Lieder zu erklären. Doch ich muß denselben ihren Namen Chansons lassen. Das Chanson ist eine specifisch französische Gattung, ein halbgesungenes, halbgesprochenes Lach-, Lust-, Scherz- und Spottlied mit einem stets wiederkehrenden Refrain, der je toller und barocker er mit seinem tin, tin,

ton, ton u. s. w. lautet, desto wirksamer ist. Außer zu Trink- und Rundgesängen haben die Franzosen fast so lange sie eine Poesie haben, es zum politischen und socialen Spott benutzt, und sowohl ihre Freude, als ihren Aerger, ihren Haß als ihre Liebe darin ausgedrückt. Es war von jeher eine Schutz- und Trutzwaffe und begleitete besonders seit den Kriegen der Ligue und Fronde alle Ereignisse des Tags gleich dem Vaudeville, nach dem man gleichfalls eine Geschichte Frankreichs schreiben könnte. Es schont Nichts, weder Thron noch Altar, weder Aristokraten noch Demokraten, aber es ist in bewegten Zeiten auch immer eine Art Sicherheitsklappe gewesen, die die aufgehäuften Dämpfe verdunsten ließ. Schon Mazarin wußte, daß so lange die Franzosen singen, sie nicht schießen. Ils chantent, donc ils payeront. Sie singen, folglich werden sie die Steuern zahlen, sagte er, und Chamfort meinte: La France est une monarchie absolue tempérée par des chansons. Béranger, indem er sich dieser Gattung, die unter dem Consulat und Kaiserreich durch Désaugier, Panard und Collé zahm geworden und fast nur noch im eigentlichen Trink- und Gesellschaftsliede cultivirt wurde, bemächtigte und sie wieder zur politischen Satyre verwendete, traf damit eine Fiber im französischen Volke, die augenblicklich anklingen mußte, zumal er sie nach allen Seiten hin cultivirte, ihr einerseits ihr leicht geschürztes Gewand ließ und sie doch mit bedeutenderem Inhalt zu erfüllen wußte, kurz, indem er aus dem, was bis dahin nur Gassenhauer gewesen war, ein Kunstproduct machte, dem aller Reiz der Natürlichkeit blieb. Er sagt selbst darüber: „Das Chanson ist der Ausdruck populärer Gefühle. Es mußte seinen Charakter steigern mit der Bedeutung der Stimmungen, welche die Meinung bewegten. Es war hinfort unmöglich, mit betrogenen Ehemännern, geizigen Advocaten und Charons Nachen die Ehre zu gewinnen, in den Schenken von Handwerksleuten und Soldaten gesungen zu werden."

Die Gattung also war die populärste, die es gab, die Zeit, in die Béranger fiel, war eine ereignißvolle, bewegte; hat er

doch zwei Revolutionen, zwei Kaiserthume, zwei Republiken und drei Königthume erlebt und vom ersten Napoleon bis zum dritten unendlich viel gesehen und erfahren. Das aber ist es nicht allein, er war auch fortwährend in Paris, im Centrum der Bewegung, und eine ganze, große Nation stand hinter ihm. Was bedeutet dagegen der Boden, auf dem unsere Volkssänger und politischen Dichter standen und stehen? „Paris ist Frankreich", sagt Göthe zu Eckermann. „Alle bedeutenden Interessen seines großen Vaterlandes concentriren sich in der Hauptstadt und haben dort ihr eigentliches Leben und ihren eigentlichen Wiederhall. Auch ist Béranger in den meisten seiner politischen Lieder keineswegs als bloßes Organ einer eigentlichen Partei zu betrachten, vielmehr sind die Dinge, denen er entgegenwirkte, größtentheils von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter immer als große Volksstimme vernommen wird. Sie wissen, ich bin kein Freund von politischen Gedichten, allein solche, wie Béranger gemacht hat, lasse ich mir schon gefallen. Es ist bei ihm Nichts aus der Luft gegriffen, Nichts von bloß imaginärem oder imaginirtem Interesse, er schießt nie ins Blaue hinein, vielmehr hat er stets die entschiedensten und fast immer bedeutende Gegenstände. Seine liebende Bewunderung Napoleons und das Zurückdenken an die großen Waffenthaten, die unter ihm geschahen und zwar zu einer Zeit, wo diese Erinnerung für die etwas gedrückten Franzosen ein Trost war, dann sein Haß gegen die Herrschaft der Pfaffen und gegen die Verfinsterung, die mit den Jesuiten wieder einzubrechen drohten, das sind denn doch alles Dinge, denen man seine Zustimmung nicht versagen kann."

So weit Göthe, den ich hier um so lieber anziehe, als er bekanntlich ein entschiedener Feind der Parteipolitik und der politischen Poesie war.

Suchen wir uns nun einen Ueberblick über Bérangers poetische Thätigkeit zu verschaffen, die im Grunde sein ganzes langes Leben ausgefüllt hat, ohne über die Chansons

hinauszukommen, so wird es passend sein, dieselben, deren Zahl weit mehr als ein halbes Tausend beträgt, wenn man auch nur die gedruckten in Anschlag bringt, in verschiedene Gruppen zu theilen: in die eigentlichen Trink-, Lust-, Liebes- und Gesellschaftsgesänge, die durchaus nicht dem Titel, unter dem die erste Sammlung erschien: Chansons morales et autres, entsprach; in die politischen und patriotischen und in die von mehr allgemeinem Inhalt, die theils subjectiv gehaltene Stimmungen aussprechen, oder sich zu höherer Betrachtung erhebend, umfassendere philosophische und historische Fragen berühren und sich oft bis zum Charakter der Ode aufschwingen, wenn er auch die Form des Liedes dabei innehält.

Ueber die erste Classe will ich kurz hinweggehen, sie sind muthwillige Erzeugnisse seines früheren Lebens und können den, der sich nicht mit dem frivolen Wesen der Franzosen und ihrer Auffassung erotischer Verhältnisse abfinden kann, nur verletzen, wie hoch sie auch vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, stehen. Doch will ich hier seine eigne Vertheidigung seiner vielangefochtenen ausgelassenen Chansons mittheilen, aber ich zweifle, daß man sie unterschreiben wird. Man muß, sagt er, dem Sänger des Königs von Yvetot viel verzeihen, hat Ludwig XVIII. gesagt, der für die Chansons eine specielle Vorliebe aus dem Ancien Régime mitgebracht hatte und in dessen Sterbestunde die meinigen auf dem Nachttisch lagen. — Ziemt es übrigens meinem Jahrhundert, streng zu sein gegen Productionen, denen die Lustigkeit zur Entschuldigung, ja selbst zum Gegenstand dient, während der Roman und das Theater die Darstellung der brutalsten Leidenschaften bis zur Obscönität treibt? Hat die höhere Poesie sich nicht auch Vergehen der Art vorzuwerfen? Nachdem er sich auf Göthe und dessen römische Elegien berufen, fährt er fort: Meine verpönten Gesänge sind fast alle unter dem Kaiserreich entstanden und es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß es gewöhnlich die Zeiten des Despotismus sind, wo solche Erscheinungen zu Tage gefördert werden. Der Geist

hat ein solches Bedürfniß nach Freiheit, daß er selbst auf die Gefahr hin, darin zu weit zu gehen, alle Schranken, die einen geringeren Widerstand darbieten, durchbricht. Kluge Regierungen wissen sich danach einzurichten, die Venetianische beschützte die Courtisanen. Zu unsrer Väter Zeit amüsirten sich die ernsthaften Leute am Chanson, aber sie nahmen es nicht ernsthaft. Indem Du dieser Gattung der Poesie eine höhere Bedeutung gabst, hast Du sie verunreinigt und verderbt, werden mir meine Aristarche sagen. Ich kenne das, meine Herren, um nicht verboten zu werden, brauchte ich nur Nichts als Schlüpfrigkeiten zu bringen, leider bin ich zu alt, um von der Lection zu profitiren. Auch meinte er einmal, seine politischen Gesänge würden, warum ihm doch sehr zu thun war, nie in die höheren Stände gedrungen sein, wenn sie nicht von den leicht geschürzten Kindern seiner Muse begleitet gewesen wären. Uebrigens ist es gewiß, daß ein großer Theil der frivolsten Lieder, die ihm zugeschrieben wurden, ihm nicht angehören.

Was nun seine politischen und patriotischen Lieder betrifft, so sind dieselben von einander zu trennen. In den ersteren ist er Partei-, in den letzteren vaterländischer Volkssänger. Die politischen Lieder haben heute ihre Spitze verloren und sind uns Späteren und Fremden nur noch zugänglich, wenn wir uns in das Land und den Zeitmoment versetzen. Dann aber können wir auch nicht umhin, zu bewundern, welche Fülle von Geist in ihnen ist, welches Feuer, welche Angriffslust, welche feingeschliffenen Pfeile sie entsenden, in welch boshafte Ironie sie sich kleiden, wie gestaltenreich und lebendig bewegt diese kleinen Lieder sind, in denen eine bewundernswürdige Concision und eine große Klarheit und Correctheit des Ausdruckes herrscht, die durch die drastische Behandlung des Reims und des Refrains unmittelbar das Ohr treffen, die dem Handwerkermund gerecht sind und doch das ästhetische Gefühl der Höhergebildeten befriedigen.

Der eigentlich vaterländischen Gesänge ist eine große Zahl, sie sind zum Theil sehr einseitig und haben viel mit

victoire und gloire zu schaffen, wie Alles, was von der grande nation in dieser Sphäre ausgeht, ja wir haben mitunter Grund zum Lachen und zum Aerger, wenn wir von den nordischen Barbaren hören, die einen Raubanfall in das schöne Frankreich machen und Kunstschätze stehlen, womit natürlich die gemeint sind, die Napoleon selbst gestohlen hatte. Abgesehen von diesen und anderen französischen Einseitigkeiten und Uebertreibungen werden wir aber doch zugeben müssen, daß ein glühender Patriotismus, wie er in Bérangers Liedern herrscht, immer etwas Heiliges und Ehrenwerthes ist, selbst wenn auch die meisten dieser Lieder sich gegen uns richten. Arndts und Rückerts Zornlieder gehen auch nicht sanft mit den Franzosen um. Man hat es Béranger häufig zum Vorwurf gemacht, daß er, der demokratisch Gesinnte, den ersten Napoleon verherrlicht habe, er hat es aber erst gethan, nachdem er gestürzt war, und fand in seinen Erinnerungsgesängen an die große Zeit ein Mittel, das Selbstgefühl seines Volkes wieder zu heben, es im Unglücke zu trösten und seinen Patriotismus zu beleben. Ueber Napoleon, der, wie er sagte, der edelste Gegenstand seiner Gesänge werden sollte, urtheilte er so: „Wenn der Kaiser in den Gemüthern seiner Unterthanen hätte lesen können, so würde er sich eines seiner größten Fehler bewußt geworden sein, eines Fehlers, den die Natur seines Genies ihn begehen ließ. Er hatte die Presse geknebelt und dem Volke jede freie Betheiligung an den Staatsangelegenheiten genommen und hatte so die Grundgedanken, die die Revolution in uns hervorgerufen, sich allmälig verwischen lassen, und daraus war eine gänzliche Erschlaffung aller Empfindungen entstanden, die bei uns die natürlichsten sind. Sein Glück vertrat bei uns lange Zeit den Patriotismus, da er aber die ganze Nation in sich verschlungen hatte, so fiel auch die ganze Nation mit ihm, und in ihrem Fall vermochte sie nur das den Feinden gegenüber zu sein, wozu er sie gemacht hatte. Wo man die Bajonnette kreuzt, ist den Gedanken der Durchgang verwehrt.“ Man sieht hier, wie man den Denker, der

rückblickend die Kehrseite der Napoleon'schen Herrschaft erkennt, von dem Dichter zu trennen hat, den die Großthaten des Helden und seine gewaltige Erscheinung begeisterten.

Daß er trotz seines beschränkten Patriotismus doch sich auch zu einer höheren Auffassung der Menschheits- und Völkerbestimmung emporzuschwingen vermochte, zeigt unter vielen anderen seine Sainte alliance des peuples.

Gehen wir jetzt zu der Gattung über, wo er sich uns nicht von seiner historisch wichtigsten, aber von der Seite zeigt, wo wir am meisten mit ihm sympathisiren können. Ich meine die Lieder allgemein menschlichen Inhalts. Hier geht das Chanson, wenn die Form desselben und auch meistens der Refrain noch beibehalten werden, über seine Schranken hinaus und wird zum Liede nach unserm Sinn, ja selbst zur Ode. Die Lyrik war nie die starke Seite der Franzosen, erst André Chénier und die Romantiker, ein Hugo, Lamartine und Alfred de Musset haben darin unter den Neueren Bedeutendes geleistet. Béranger hat schon vor ihnen Lieder gesungen, die sich zu der pedantischen steifen Odenpoesie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts etwa so verhalten wie Bürgers und Göthes einfache naturwahre Liederklänge zu den Oden und Bardengesängen der Klopstock'schen Schule. Er hat sich nie um die Frage über Romanticismus oder Classicismus gekümmert und an den Kämpfen dieser beiden Schulen nie Theil genommen; er ist ganz einfach seinem Instinkt gefolgt und hat für den Ausdruck wahrer Herzensempfindungen einen so volksthümlichen und zugleich so edlen Ton getroffen, wie er bis dahin in Frankreich noch nicht war angeschlagen worden, sie sind oft mehr von Wehmuth durchhaucht, als man vom lustigsten aller Sänger vermuthen sollte, der charakteristisch von sich sang:

Du hast, o Gott, für dieses Leben
Mir Klugheit nicht, noch Kraft geschenkt,
Doch dafür Heiterkeit gegeben,
Die treu bleibt und kein Herze kränkt.

Vor Allem sind es einzelne Gesänge der Liebe, die eine große Innigkeit athmen und die frivolen Geständnisse, die

er bisweilen in seinen ersten erotischen Gesängen macht, oft Lügen strafen.

In den seit 1830 neuerschienenen und vor Allem in den nach seinem Tode herausgekommenen Gesängen zeigt sich, wie sehr im Lauf des bewegten erfahrungsreichen Lebens sich sein Wesen vertieft hat, die wenigen Gedichte, in denen eine gewisse philosophische Prätension herrscht, wollen mir am wenigsten zusagen, denn seine religiöse und philosophische Auffassung ist eine ziemlich oberflächliche, was sein Le dieu des bonnes gens hinreichend beweist, aber da, wo er einen socialen oder moralischen Gedanken in ein Situationsbild einkleidet, ist er oft unübertrefflich; der „Rosenkranz des guten Mannes, die Blinde, die Träume unserer jungen Mädchen" und vieles Andere ist der Art.

Béranger steht, wie er es auch selber ausspricht, auf dem Standpunkte des Deismus, der werkthätigen Liebe, des Humanitätsgefühls und dessen, was die Franzosen bon sens nennen. Um die tieferen Probleme des Welt- und Seelenlebens hat er sich nicht gekümmert, sie wenigstens nur ganz selten zum Stoff seiner Poesien gemacht. Er sagt darüber: So sehr ich es liebe, daß der Dichter bei religiösen Gegenständen religiös sei, so abgeschmackt erscheint es mir, sich für erfüllt von einem Glauben zu geben, den man in Wahrheit nicht hat. Ich gehöre nicht zu denen, die da glauben, der Dichter erfülle heutiges Tages ein Priesteramt, aber obgleich er nur noch ein Gegenstand des Luxus in der gegenwärtigen Welt ist, so muß er doch dahin streben, daß seine Ehrlichkeit nicht bei den Ueberzeugungen in Zweifel gezogen werden kann, denen er dient, und die er zu verbreiten sucht. Werden nun durch ihn auch nicht die tiefsten Saiten des Seelenlebens angeschlagen, bleibt seine Poesie auch immer beim bon sens und auf der Erde, und reißt er uns nur selten fort durch die Macht seiner schöpferischen Phantasie und die Gewalt seiner Leidenschaft, so werden wir doch auch nie bei ihm, wie bei vielen seiner dichterischen Zeitgenossen, die ihm an Tiefe, Leidenschaft und poetischer Kraft weit überlegen sind, durch Extra-

vaganzen, durch Unnatur, Ueberspannung, gewollte Zerrissenheit und forcirten Weltschmerz gequält. In den Gesängen seines Alters herrscht eine milde Wehmuth, eine stille Resignation und eine heitere Selbstbeschränkung, die außerordentlich wohlthätig wirkt. Er nistet sich förmlich in seine friedliche Einsamkeit ein und führt eine innige Zwiesprache mit der Natur, deren grandiose Seiten ihm freilich nie entgegen getreten sind, die er aber auch nicht zu schildern beansprucht.

Mit obiger Skizze wünschte ich, das Interesse an einem Dichter neu zu beleben, der bei einem jedenfalls einseitigen Talent durch die Harmonie seiner Geistesgaben, vor Allem aber durch die Ehrlichkeit, Beständigkeit und Treue seines Charakters einen weit über seine Leistungen hinausgehenden Ruhm erlangt hat, dem eine Liebe und Verehrung zu Theil geworden ist, wie selten einem Dichter, und den sein Vaterland seinen nationalsten Dichter nennt. Ich betone diese Seiten deshalb um so stärker, als seit einigen Jahren sich in der französischen Kritik Stimmen hören lassen, die ihn durch Anlegung eines Maßstabes zu verkleinern suchen, den der bescheidene Mann nie als für ihn passend würde anerkannt haben.

Er war und wollte nur Volksdichter sein und von ihm galt, was er selbst von seinem Freunde, dem Deputirten Manuel, sang:

Er, der für Euch gekämpft hat treu und warm,
Ich kannte seiner Seele tiefstes Streben,
An ihm war Alles Volk: Kopf, Herz und Arm.

Der König von Yvetot.

(Béranger's erstes Chanson.)

(1813.)

Ein König war in Yvetot,
Kaum kennt ihn die Historie,
Ward der nur seines Schlafes froh,
Dann dacht' er nicht an Glorie.
Zog Babett' ihm die Mütz' um's Ohr,
Wie kam er sich glückselig vor!
Ja vor.
Oh, Oh, Oh, Ha! Ha! Ha!
War das ein lieber König da!
Ja, Ja.

Im Schloß pflegt' unterm Halmendach
Er da dreimal Tags zu speisen,
Auf einer Eselin gemach
Im Reich umherzureisen.
Dort ward ihm nie was Böses kund,
Sein einziger Wächter war sein Hund.
Sein Hund.
Oh, Oh, Oh, Ha! Ha! Ha! 2c.

Er kannte keine Leidenschaft,
Als nur den Saft der Reben;
Wer Wohlfahrt seinem Volke schafft,
Muß doch auch selber leben.
Als Tafelzoll ein Kännchen Wein
Zog d'rum von jedem Faß er ein.
Er ein.
Oh, Oh, Oh, Ha! Ha! Ha! 2c.

Da rings das weibliche Geschlecht
Für ihn in Lieb' entbrannte,
Kein Wunder, daß man ihn mit Recht
Des Landes Vater nannte.
Sein Heerbann war die Schützenschaar,
Die viermal Scheiben schoß im Jahr.
Im Jahr.
Oh, Oh, Oh, Ha! Ha! Ha! 2c.

Vergrößert hat er nie den Staat,
Der Nachbar mußt' ihn loben,
Den Frohsinn hat als Potentat
Er zum Gesetz erhoben.
Dem Volk nur preßt' er Thränen aus,
Als man zur Gruft ihn trug hinaus,
Hinaus.
Oh, Oh, Oh, Ha! Ha! Ha! 2c.

Man kann sein wohlbewahrtes Bild
Gemalt noch heute schauen,
Auf einem lust'gen Wirthshaus-Schild,
Bekannt in allen Gauen.
Am Sonn- und Festtag steht davor
Und singt der Zecher Schaar im Chor.
Im Chor!
Oh, Oh, Oh, Ha! Ha! Ha!
War das ein lieber König da!
Ja, Ja.

Der Schneider und die Fee.

(1822.)

Hier in Paris vor zweiundzwanzig Jahren,
Wo Glanz und Elend stets einander nah,
Hört, was mir, kaum geboren, widerfahren
Beim alten Schneider, meinem Großpapa.
Noch ließ mich Nichts den Ruhm des Orpheus hoffen,
Und meine Wieg' umschlang kein Blumenband,
Ich schrie, da kam der Greis betroffen,
Als er im Arme einer Fee mich fand.
Beim lustigen Refrain, den sie gesummt,
War schnell mein erster Schmerzensschrei verstummt.

Welch Schicksal ist dem Knaben vorbehalten?
So fragt' er sie in seiner Herzenspein,
Sie sprach: Er wird bei meines Stäbchens Walten
Ein Kellner, Drucker, Handlungsdiener sein.
Einst fährt ein Blitzstrahl auf den Knaben nieder,
Dann glauben All', es sei um ihn geschehn,
Doch Gottes Hauch belebt das Vöglein wieder,
Es fliegt und wird noch manchen Sturm bestehn.
Beim lustigen Refrain 2c.

Erklingt sein Lied zu seiner Leyer Saiten,
Dann winken Freud' und Frohsinn beim Pokal,
Im Haus der Armen wird er Lust verbreiten,
Den Unmuth scheuchen aus der Reichen Saal,
Doch düst'rer tönen dann des Liedes Klänge,
Ruhm, Freiheit, Wohlfahrt, Alles ist ja fort.
Und wie der Schiffer, der vom Fluthgedränge
Heimkehrt, spricht er vom Schiffbruch nur im Port.
Beim lustigen Refrain 2c.

Ein Versemacher, rief der alte Schneider,
Ein Versemacher wird mein Enkel sein?
O flickt' er Tag und Nacht doch lieber Kleider,
Was soll mir solch armselig Dichterlein?
„Geh, sprach die Fee, Du brauchst dich nicht zu härmen,
Manch groß Talent wird nicht wie er gedeihn,
Ganz Frankreich wird für seine Lieder schwärmen,
Sie werden Tröster den Verbannten sein."
Beim lustigen Refrain 2c.

Ihr Freunde, gestern, als mich Kummer drückte,
Erschien die Fee in lieblichster Gestalt,
Und während sie ein Rosenblatt zerflückte,
Sprach sie zu mir: Mein Freund, du wirst jetzt alt,
Gleich Bildern, die am Wüstensaum erscheinen,
Winkt noch Dir der Erinn'rung süßes Glück,
Die Freunde werden sich zum Fest vereinen,
Und Deine Jugend kehrt Dir heut' zurück."
Beim lustigen Refrain, den sie gesummt,
War da wie sonst mein Schmerzensschrei verstummt.

Die gute Alte.

(1819.)

Einst wirst Du alt, o Mädchen, das ich liebe,
Einst wirst Du alt, dann werd' ich nicht mehr sein,
Die flücht'ge Zeit, es ist mir so, als schriebe
Sie die verlor'nen Tage zwiefach ein.
Mich überlebend folg', o Holde, immer
Des Freundes Lehren ohne Fehl und Wank,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die Dein Freund einst sang. —

Einst wird man unter Deinen Runzeln fragen
Nach jenem Reiz, der mich an Dir entzückt,
Neugierig werden junge Leute sagen:
Wer war's, um den die Trauer Dich bedrückt?
Dann sprich: Er liebte treu und heiß mich immer,
Selbst wenn Verdacht in seine Seele drang,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die Dein Freund einst sang.

Fragt man Dich: Wußt' er sich beliebt zu machen?
Dann laß: Ich liebt' ihn, Deine Antwort sein,
Ließ je zur Bosheit sich sein Herz entfachen?
Dann wirst Du stolz darauf erwidern: Nein,
Und sprechen: Liebend und gefühlvoll immer
Stimmt' oft zur Wehmuth er der Leyer Klang,
Dann, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die Dein Freund einst sang.

Du, die um Frankreich, als man es bezwungen,
Ich weinen lehrte, mach's den Jüngern klar,
Daß ich von Hoffnung und von Trost gesungen,
Weil's ihnen Trost in Schmach und Unglück war,
Des rauhen Sturms laß sie gedenken immer,
Der zwanzig Erndten uns'res Ruhms verschlang,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die Dein Freund einst sang.

Wenn, Freundin, meines Ruhmes schwaches Glänzen
In alten Tagen Dich aus Kummer weckt,
Und Deine schwache Hand, mein Bild zu kränzen,
Mit Blumen es in jedem Lenz umsteckt,
Zum Jenseits, wo uns Liebe eint auf immer,
Erhebe dann den Blick im Sehnsuchtsdrang,
Und, eine Alte bei des Heerdes Schimmer,
Sing' jene Lieder, die Dein Freund einst sang.

Mein Beruf.

(1816.)

Auf diesen Stern gefallen,
Klein, häßlich und gebückt,
Ward ich verhöhnt von Allen,
Gestoßen und gedrückt,
Und daß mir's schlecht erginge,
Hub ich zu klagen an.
Gott aber sagte: Singe,
Sing' armer, kleiner Mann.

Der Reichen stolzer Wagen
Beschmutzt mir Schuh' und Kleid,
Der Mächt'gen Hohn ertragen
Muß ich zu jeder Zeit,
Weil, wer wie ich geringe,
Dem nie entfliehen kann.
Gott aber sagt mir: singe,
Sing' armer, kleiner Mann.

Mich vor der Noth zu retten,
Nahm ich ein kleines Amt,
Und trug des Dienstes Ketten,
Zu schwerer Last verdammt.
Gern regt' ich frei die Schwinge,
Doch Hunger ficht mich an.
Gott aber sagt' mir: Singe,
Sing' armer, kleiner Mann.

Wohl ließ mich Liebe finden
Den Balsam für mein Leid,
Doch ach! ich sah sie schwinden,
Schnell wie die Jugendzeit.
Daß sie noch Trost mir bringe,
Fleh' ich umsonst sie an.
Gott aber sagt' mir: singe,
Sing' armer, kleiner Mann.

Zum Loos sind mir gefallen
Gesang und Liederkunst,
Wenn meine Lieder schallen,
Erwerb' ich Aller Gunst.
Daß hell das Glas erklinge,
Ihr Freunde: stoßet an,
Gott aber sagt mir: Singe,
Sing' armer, kleiner Mann.

Mein Rock.

(1816.)

Du alter Rock, bewahr' mir deine Treue,
Wir beide gehn denselben Pfad,
Zehn Jahr lang bürst' ich täglich Dich auf's Neue,
Wie's Sokrates nicht besser that.
Wenn das Geschick mit immer neuen Schlägen
In Deine dünnen Fäden bricht,
Mach's dann wie ich und stemme dich entgegen,
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht!

Der Tag, an dem ich Dich zuerst getragen,
Wie lebhaft stellt er sich mir vor,
Mein Namenstag, um Schönes mir zu sagen,
Wie lobte dich der Freunde Chor!
Sie blieben treu, und ob auch dein Gewebe
Von ehrenvoller Armuth spricht,
Nicht einer, der nicht heut' Dich noch erhebe.
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht!

Am Aermel hier muß ich den Flicken finden,
Er mahnt mich ach! an süßes Glück,
Lisetten wollt ich einst mich rasch entwinden,
Da zog sie schmollend mich zurück;
Das gab ein Loch, und um's zu flicken,
Sie meint', es sei die Sache von Gewicht,
Verstand sie mich zwei Tage zu umstricken.
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht!

Hab' ich mit Moschus je Dich parfumiret,
Wie's Mode in der feinen Welt,
Hab' ich bei Hofe je antichambriret,
Der Großen Hohn Dich bloßgestellt?
Ganz Frankreich lechzte nach dem eitlen Ruhme
Des Bändchens, das von Würden spricht,
In Deinem Knopfloch glänzt des Feldes Blume,
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht!

Nicht fürchte mehr, daß eitles Rennen, Jagen
Werd' unser beider Loos noch sein,
Wie in der Zeit voll Lust und voll von Plagen,
Voll Wettersturm und Sonnenschein.
Bald heißt es schon, auf ewig sich entkleiden,
Wenn wahr, was meine Ahnung spricht;
So warte nur, laß uns zusammen scheiden,
Bleib treu, mein alter Freund, verlaß mich nicht!

Der gemeine Mann.

(1818.)

Ich höre wie man oft mit Tadel
Vom von vor meinem Namen spricht,
Man fragt: Bist du von altem Adel?
Ich, meine Herr'n? bei Leibe nicht.
Kein Ritterbuch in goldnem Bande
Schließt meines Hauses Wappen ein,

Mein Herz schlägt nur dem Vaterlande,
Ich bin gemein und sehr gemein,
    Ich bin gemein!
    Gemein! gemein!

Ach, wär' ich ohne von geboren!
Denn les' ich recht in meinem Blut,
So hat mein Urahn stets verschworen
Des Junkers Stolz und Uebermuth!
Die Macht, die er von je besessen,
War für ihn gleich dem schweren Stein,
Womit die Müller Korn zerpressen.
Ich bin gemein ꝛc.

Er hat niemals auf seinen Feldern
Gepeinigt den leibeignen Mann,
Es griff auch nie in dunklen Wäldern
Sein adlig Schwert die Wandrer an,
Auch ist er nicht zu Hof gegangen
Und hat durch Merlins Zauberei'n
Beim großen Karl ein Amt empfangen.
Ich bin gemein ꝛc.

Er kämpfte nicht im Bürgerkriege,
Durch den das Reich zerrissen ward,
Er rief auch nicht herbei zum Siege
Der Britten stolzen Leopard.
Und wenn die Kirch', ehrgeizig immer,
Das Land ins Unglück zog hinein,
So hielt er's mit der Ligue nimmer.
Ich bin gemein ꝛc.

So laßt mich denn bei meinen Fahnen,
Ihr hochbenas'ten, edlen Herr'n,
Ihr seid durch Orden groß und Ahnen
Und beugt Euch jedem neuen Stern.
Ich aber will dem Volke leben,
Gefühlvoll, sollt' ich scharf auch sein,
Will ich's im Unglück stets erheben.
Ich bin gemein und sehr gemein.
    Ich bin gemein!
    Gemein, gemein!

Der heilige Völkerbund.

(Zur Feier der Räumung Frankreichs von den Invasionstruppen.)

(1818.)

Zur Erde stieg die Friedensgöttin nieder,
Sie streute Aehren, Gold und Blumen aus,
Die Luft war still und Ruhe herrschte wieder
Nach Kampf und Streit und wildem Kriegsgebraus.
Sie sprach: die in Europas weitem Runde
Von Muth und Kampfeslust Ihr seid entbrannt,
Eint, Völker, Euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet Euch die Hand!

Ihr Armen, schon zu drückender Beschwerde
Wird Euch der Haß, des Schlafs genießt Ihr kaum,
Vertheilet besser unter Euch die Erde,
Sie bietet Allen einen sonn'gen Raum.
Zu wahrem Glück versäumt Ihr stets die Stunde
Weil Ihr Euch an der Mächt'gen Wagen spannt.
Eint, Völker, Euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet Euch die Hand!

Ins Haus des Nachbars werft Ihr Feuerbrände,
Dieweil der Sturm umsaust das eig'ne Dach,
Wenn aber dann das Kriegsgetös zu Ende,
Ist für den Pflug der wunde Arm zu schwach;
Rings an den Grenzen schwimmt in weiter Runde
Im Blute das zertret'ne Garbenland.
Eint, Völker, Euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet Euch die Hand!

In Euren Städten, stürzend unter Flammen,
Zählt, trotzend auf der neuen Herrschaft Macht,
Die Seelen sich der Potentat zusammen,
Die ihm sein blut'ger Sieg hat eingebracht.
Der Heerde gleich, bewacht vom Schäferhunde,
Sind sie vom Joch in schlimmres Joch gebannt.
Eint, Völker, Euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet Euch die Hand!

Mars halte nicht umsonst im Sturmlauf inne,
Die Ordnung herrsche wieder und das Recht,
Sorgt, daß des Blutes Quell nicht länger rinne
Für der Erob'rer undankbar Geschlecht.
Bleibt von dem falschen Stern am Himmelsrunde,
Deß Schimmer bald erbleicht, stets abgewandt.
Eint, Völker, Euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet Euch die Hand!

In Freiheit athm' auf's Neu die Erde wieder;
Umhüllt mit Schleiern die Vergangenheit,
Besät die Felder bei dem Klang der Lieder,
Dem Frieden sei der Künste Schmuck geweiht,
Der Wohlstand aus des Füllhorns reichem Grunde
Begrüße lächelnd jeder Ehe Pfand,
Eint, Völker, Euch zu einem heil'gen Bunde
Und reichet Euch die Hand! —

So sprach das Götterweib voll hoher Milde,
Und mancher König sprach ihr nach das Wort,
Und wie im Lenz sich schmückte das Gefilde,
So blüht es überall im Herbste fort.
Daß Frankreichs edler Wein dem Fremdling munde,
Jetzt wünschen wir's, da er sich heim gewandt,
Eint, Völker, Euch zu einem heil'gen Bunde,
Wir reichen Euch die Hand!

Die alte Fahne.

(1820.)

Im Kreise alter Kampfgenossen,
Der Freunde, die sich um mich reihn,
Erwacht Erinnerung beim Wein,
Hat mein Gedächtniß sich erschlossen.
Auf Wahrung uns'res Ruhms bedacht,
Legt' hier die alte Fahn' ich nieder.
Wann strahlt vom alten Ruhm sie wieder
In ihrer edlen Farbenpracht?

Ich sucht' im Stroh sie zu bewahren,
Auf dem ich alter Krüppel lieg',
Sie, die einst floh von Sieg zu Sieg
In zwanzig ruhmgekrönten Jahren.
Manch Lorbeerreis ward ihr gebracht
Beim Klange stolzer Siegeslieder.
Wann strahlt vom Staube rein sie wieder
In ihrer alten Farbenpracht?

Mit Ruhm hat sie das Blut bezahlet,
Das sie gekostet unserm Land.
Wie hat sie in der Freiheit Hand
Den Kindern Frankreichs einst gestrahlet!
Es beuge vor des Volkes Macht
Die Tyrannei auf's Neu sich nieder,
Wann strahlt vom Staube rein sie wieder
In ihrer edlen Farbenpracht?

Den Adler mußte sie verlieren
In Rußland unter Schnee und Eis;
Der so wie sie zu singen weiß,
Jetzt möge Galliens Hahn sie zieren.
Vom Ruhm fühlt Frankreich sich entfacht,
Blickt er von ihrer Spitze nieder.
Wann strahlt vom Staube rein sie wieder
In ihrer edlen Farbenpracht?

Nicht blindlings mehr folgt sie dem Sieger,
Dem Schutz des Rechts will sie sich weihn,
Soldaten wollen Bürger sein,
Nicht eines Herrschers stumme Krieger.
Wenn sie an unsrer Grenze wacht,
Dann schlägt uns nie ein Unglück nieder.
Wann strahlt vom Staube rein sie wieder
In ihrer edlen Farbenpracht?

Sie liegt hier bei bestäubten Waffen,
Betrachten wir sie noch einmal,
Komm, Fahne, Du mein Hoffnungsstrahl,
Du sollst dem Herzen Ruhe schaffen.
Auf mich, der Dich so treu bewacht,
Blickt segensvoll der Himmel nieder.
Wann strahlst vom Staube rein Du wieder
In Deiner edlen Farbenpracht?

Die Wissenschaften.

(1822.)

Beim ew'gen Träumen ward mir bange,
Ich sah, wie sich mein Geist verlor,
Der Lieb' entsagt' ich, dem Gesange,
Und stieg zur Wissenschaft empor.
Doch Freude nicht, noch Ruhestätte
Bot mir des Wissens Prunk und Zier,
Drum La Fontain' und Du, Lisette,
O Mus', o Liebe bleibt bei mir!

Natur ward mir Armidas Garten,
Wo ich entzückt umhergeirrt,
Dieweil dem Physiker, dem harten,
Sie nur des Wissens Beute wird.
Er läßt im Tiegel Alles schmoren,
Metall und Pflanze und Stein und Thier,
D'rob geht der Fee der Stab verloren,
O Mus', o Liebe bleibt bei mir!

Gern flücht' ich zu der Kindheit Mären,
Will eines Doctors weiser Mund
Am todten Körper mir erklären
Das Leben und des Lebens Grund.
Wie lehrt er gründlich mich verstehen
Den innern Bau des Lämpchens hier,
Ich aber will sie leuchten sehen,
O Mus', o Liebe bleibt bei mir!

Ja, häufet Zahlen nur auf Zahlen,
Ihr meint, daß d'rauf der Himmel hört,
Wenn auch zu wiederholten Malen
Der Sterne Lauf die Rechnung stört.
Schon bricht Physik durch alle Schranken,
Sie zwingt, allmächtig dort und hier,
Noch einst die Sonne, abzudanken,
O Mus', o Liebe bleibt bei mir!

Daß wir uns um so inn'ger lieben,
Bleib' du, o Poesie, mir nah,
Du bist den Sterblichen geblieben,
Der Götterwelt Ambrosia. —
Ein Frösteln zieht durch meine Glieder,
Naht schon des Lebens Abend hier?
Weht Träum' auf meine Gruft hernieder,
O Mus', o Liebe bleibt bei mir!

Aus den letzten Gesängen.

Ein Gedanke.

(1840.)

Ich dacht' an unsre Zeit, die Kranke,
Versenkt in banges Traumgesicht,
Da zeigte mir sich ein Gedanke,
Ja, ein Gedanke, zittert nicht!
Noch jung und zart, doch schön gestaltet,
Ihr Herrn, ich zweifle nicht daran,
Wenn Gottes Güte gnädig waltet,
Daß er einst mächtig werden kann.

Wohin? so ruf' ich ihm entgegen,
Denn man verfolgt Dich, wo's auch sei,
Spione stehn auf Deinen Wegen
Und hinter Dir die Polizei. —
„Mich freut's, erwiedert er, zu sehen,
Daß ich sie stör' in ihrer Ruh,
Das Volk lernt besser mich verstehen,
Mach' ich den Commentar dazu.“

Ich, Alter, zitt're Deinetwegen,
Der Ausweg wird Dir rings versperrt,
Colonnen ziehen Dir entgegen,
Schwadronen mit gezücktem Schwert. —
„Mehr noch, als Tambour und Trompette
Verkünd' ich, daß der Tag begann,
Hinschreitend durch die Bajonette,
Werb' ich beim Feind Rekruten an.“

Man sinnet, wie man Dich vernichtet
Bis auf die Namen, darum flieh,
Horch! hierher ist der Sturm gerichtet,
Sieh, dort erscheint die Artill'rie. —
„Vielleicht stehn bald in heißen Schlachten
Die Feuerschlünd' in unsern Reih'n,
Anwälte sind's, nicht zu verachten,
Wenn sie den ehrnen Mund uns leih'n.“

Die Kammer haßt Dich um die Wette,
Dort ist des Stärk'ren Recht in Kraft,
Minister schmieden Dir die Kette. —
„Mir wächst die Schwing' in Kerkerhaft.“
Der Kirche Fluch schlägt Dich in Bande, —
„Dort wird man einst mir Opfer weih'n“
Der König treibt Dich aus dem Lande, —
„Dann wird sein Hof mir Zuflucht leih'n.“

Da plötzlich stürmet durch die Gassen
Der Bürgerkrieg mit Mord und Blut,
Vor den geschloss'nen Truppenmassen
Erliegt des Volkes Heldenmuth.
Umsonst, wo die Gefall'nen schweigen,
Taucht lebend der Gedank' hervor,
Er kränzt ihr Grab mit Palmenzweigen,
Und schwingt ihr Banner stolz empor.

Die Reisen.

(1841.)

Komm, rufen zwanzig rasche Wagen,
Die Kraft des Dampfes treibt uns fort,
Wo Städte liegen, Berge ragen,
Durch Wald und Flur, von Ort zu Ort,
Die Schwalbe selber muß sich schämen,
Wenn sie vorbei Dich fliegen sieht;
Ja, Flügel scheint die Welt zu nehmen,
Wenn sie an Dir vorüberzieht.

Komm, fremde Zonen zu beschauen,
Ruft mir ein Schiff, das stolz sich wiegt,
Wo neue Reiche sich erbauen,
Manch altes Reich in Trümmern liegt;
Vom Glück der Strömung fortgezogen,
Wenn günst'ger Wind die Segel schwellt,
Entdeckest Du im Schooß der Wogen
Vielleicht noch eine neue Welt.

Der Sterne Bahn kann ich Dir zeigen,
Komm, spricht ein Luftballon zu mir,
Laß uns zur Himmelswölbung steigen,
Und ihre Pracht entfalt' ich Dir,
Manch Räthsel kann ich Dir entrollen
Im kühnen Fluge durch die Luft,
Hoch ob der Donner dumpfem Grollen
Durchforschen wir der Himmel Kluft.

Ich bleibe hier, wenn Alle fliehen,
In meiner Welt, im engen Raum,
Wo Blumen blühn, wo Melodieen
Und Schatten beut mein Lindenbaum.
Verbreitet Nacht den dunklen Schleier
Und strahlt im hellen Fluthenschooß
Der Sterne Licht in stiller Feier,
Wie groß ist dann die Welt, wie groß!

Die Trommler.

(1851.)

Ihr Trommler, die Ihr Wirbel schlaget,
Hört auf, ihr störet meine Ruh,
Was ihr von Politik mir saget,
Sagt meinem Geist durchaus nicht zu,

Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei
Die Trommel-Trommel-Trommelei
Die armen Ohren mir entzwei.
Verdammte Trommel-Trommelei!

Wenn Euer dummes, dumpfes Klingen
Betäubend durch die Lüfte zieht,
Dann hebt die Muse ihre Schwingen,
Doch nur, damit sie mir entflieht.
Reißt, ob bei Tag &c.

Wenn sich zum Fest die Tafeln decken,
Wenn endlich Sorg' und Angst entflohn,
Dann schlägt's Appell, und bei dem Schrecken
Entschwinden Lust und Liederton.
Reißt, ob bei Tag &c.

Ich sang des Volkes Bruderliebe,
Die Trommel schallt, der Traum ist fort,
Und schon hat das Parteigetriebe
Das Volk entflammt zum Brudermord.
Reißt, ob bei Tag &c.

Im Kaiserreich, um das sie warben,
Sah ich der Trommeln Wunderkraft;
Die Keime des Genies erstarben
Und die Vernunft ward abgeschafft.
Reißt, ob bei Tag &c.

Wen Gott verdammt zur Herrscherstelle,
Brächt' er sein Handwerk gern in Schwung,
So weiß er, wie viel Eselsfelle
Gehören zur Verdummerung.
Reißt, ob bei Tag &c.

In Frankreich, wo ihr Geist im Steigen,
Durchsummt die Kirch' ihr dumpfer Ton,
Der Charlatan, die Kunst zu zeigen,
Und auch der Säugling trommelt schon.
Reißt, ob bei Tag &c.

Sie schmeicheln selbst im Grabesschreine
Jedwedem Tropf mit Kreuz und Stern,
Und trommeln, kommen sie vom Weine,
Jedwedem neuen Herrscher gern.
Reißt, ob bei Tag &c.

Dir scheint von allen Regimenten
Die Trommelherrschaft lieb zu sein,
Drum setze, Volk, zum Präsidenten
Des Staats den Trommelhauptmann ein.
Reißt, ob bei Tag, bei Nacht es sei,
Die Trommel-Trommel-Trommelei
Die armen Ohren mir entzwei.
Verdammte Trommel-Trommelei!

Lebewohl.

(Bérangers letztes Lied.)

(1851.)

Ich sterbe, dies ist meine letzte Stunde,
Dir, Frankreich, will mein Abschiedslied ich weihn,
Dein Name klingt zuletzt aus meinem Munde.
Hat Jemand Dich geliebt, wie ich? O nein!
Noch eh' ich las, hab ich Dich schon besungen,
Und noch einmal hat mich die Mus' entfacht,
Bevor sich mir der letzte Hauch entrungen,
O weih' mir eine Thräne! Gute Nacht!

Als Kön'ge Dich mit stolzen Siegermienen
Zerstampften unter ihrer Wagen Troß,
Da mußt' ihr Stirnband zur Charpie mir dienen
Für Deine Wund', in die ich Balsam goß,
Und neu verjüngt erhebst Du Dich vom Falle;
Der Dank der Völker ward Dir dargebracht,
Denn Deines Geistes Saat befruchtet Alle,
Die Gleichheit schwillt zur Garbe! Gute Nacht!

Schon sink' ich halb hinab, dem Tod zum Raube,
Hilf Allen, die mein Herz in Lieb' umfing!
Du, Frankreich, schuldest es der armen Taube,
Die nie auf Deinem Feld nach Beute ging.
Daß ringsum mein Gebet vernommen würde,
Hielt ich, schon von der Gottheit Ruf entfacht,
Im Fallen noch empor des Grabsteins Bürde,
Ermüdet sinkt der Arm mir. Gute Nacht!

Robert Burns.

Der Schotte Robert Burns ist einer der größten Dichter Großbritanniens; dafür erkennen ihn selbst die Engländer an. Er ist den Schotten dasselbe, was Béranger den Franzosen, dem er in Poesie, Charakter und Leben zugleich so unähnlich und so ähnlich ist.

Ich werde ihn hauptsächlich als lyrischen Dichter betrachten und darf mich hierauf um so eher beschränken, als auf seinen Gesängen und Balladen vorzugsweise seine ästhetische und literarhistorische Bedeutung beruht; auch Burns, der Mensch, spiegelt sich in ihnen mit seltener Treue. Seine Lyrik ist durchaus persönlich, und fast alle seine Lieder sind Gelegenheitsgedichte im Göthe'schen Sinne, das heißt dem inneren und äußeren Drang der hebenden Stunde entsprungen. Ich sprach von Burns literarhistorischer Bedeutung. Wie kann davon bei einem schottischen Bauer, einem Autodidacten ohne Schule und classische Bildung die Rede sein, der wie Béranger fast nur kleine Lieder geschrieben und sich außer der Lyrik kaum in einem andern Fache der Poesie versucht hat? Und doch ist es so. Dem einfachen Manne, der Nichts als seinen Genius und seinen wunderbaren poetischen Instinkt hatte, war es vorbehalten, die englische Poesie auf neue Bahnen zu lenken. Er that es freilich nur durch die Lyrik, aber mit der Lyrik beginnen ja meistens die poetischen Revolutionen, sie ist die Vorläuferin der andern Gattungen und kann es schon

deshalb sein, weil sie weniger von Theorie und Technik abhängt, am unmittelbarsten dem stets sich gleich bleibenden Menschenherzen entspringt und sich am frischen Born des Volksliedes, der unter dem Gestrüpp der dürren conventionellen Kunst- und Literaturpoesie unbeachtet, aber unaufhaltsam weiter sprudelt, am leichtesten wieder zu verjüngen vermag. So war es im Ausgang des siebzehnten Jahrhunderts mit der Lyrik des Schlesiers Günther, der zuerst wieder in unserer vertracten Zopfpoesie frische Naturlaute, ächte Herzenstöne in volksthümlicher Weise erklingen ließ, an die sich Bürger, Göthe und Uhland später anschließen konnten. So ging auch die romantische Revolution Frankreichs ursprünglich von der Lyrik aus. Vor Allem aber ist es so in England gewesen. Auf die große Elisabethische Zeit war später die Periode der Königin Anna gefolgt, die, unter französischem Einflusse stehend, den Hauptaccent auf Correctheit, Eleganz und verständige Behandlung legte. Es war eine gebildete, vornehme Poesie für gebildete, vornehme Leute; sie entsprang der Gesellschaft und galt ihr, Volk und Natur gingen dabei leer aus, wenigstens wurde letztere hauptsächlich nur von der sentimentalen Seite aufgefaßt. In ungeschminkter Treue und Wahrheit kam sie selten zum Worte, wie viele Gedichte auch auf sie von einem Gray, Young und Thomson gemacht wurden. Diesen Dichtern fehlt es keineswegs an Empfänglichkeit für die landschaftliche Schönheit; im Gegentheil, sie hängen ihr mit sentimentaler Liebe an, sie flüchten sich zu ihrer Stille aus dem Lärm der Stadt, aber sie leben und weben nicht in ihr und stellen sie nicht mit Naivität dar, wie dies ein geborner Landmann zu thun vermag.

Daß übrigens die dürre Verstandes- und Gesellschaftspoesie sich überlebt hatte und ein Bedürfniß nach Neuerem, Ursprünglichem und Frischem sich kund gab, davon zeugen das Interesse, das Macphersons Ossian, Chattertons alterthümliche Gesänge, Percys Balladensammlung und die Wiederbelebung Shakspeares erweckte. Macaulay sagt darüber: es war eine allgemeine Gährung unter den Menschen,

ein unbestimmtes Verlangen nach Neuem, eine Geneigtheit, Alles zu begrüßen, was den Schein der Ursprünglichkeit hatte, was nur irgendwie die traurige Eintönigkeit der correcten Schule unterbrechen konnte. Cowper, der Vorgänger von Burns, kam diesem mit bewußter Tendenz entgegen und schlug wirklich neue Saiten an, indem er nicht die Dichter, sondern die Natur nachahmte und Alles aus der Tiefe seines Herzens schöpfte, aber in der Form war er rauh und hart. Die Rolle, die Cowper durchführte, war nach Macaulay mehr die des Moses als die des Josua, er sprengte das Haus der Knechtschaft, aber er betrat das Land der Verheißung nicht. Burns aber betrat es, ohne es zu wissen und zu wollen, ohne literarische Tendenz und Polemik, bloß den Eingebungen seines Genius folgend.

Wie so oft kam auch hier das Heil von den Kleinen, Niedrigen und Ungelehrten.

Doch es ist Zeit, ihn näher kennen zu lernen; ich werfe zuvörderst einen Blick auf sein Leben und seine Persönlichkeit und skizzire dann seine Poesie. Leben und Dichten decken bei ihm einander, und darin besteht vor Allem seine Bedeutung, daß er es gewagt hat, sich ganz und unverhohlen auszusprechen, und niemals Schönfärberei mit sich selber trieb. Er sang mit innerster Nothwendigkeit, wie und wann das Herz ihn drängte, das aber ruhte nie bis zur frühen Todesstunde.

In der „Caledonia"*), einem seiner schönsten Lieder, feiert er seine Heimath, die der Boden ist, auf dem sie alle entstanden sind und die, wenn auch nur in wenigen Strichen, den landschaftlichen Hintergrund derselben bildet, denn auch darin ist er ein ächter Lyriker, daß er seine Stimmung in die Natur hinüberträgt oder daß umgekehrt sie ihn in ihren heitern oder düstern Erscheinungen sympathisch berührt und ihn zum Aussprechen seiner Empfindungen veranlaßt. Landschaft und Stimmung sind bei ihm immer im Einklang, und die grünen Ufer des Doon und

---

*) Siehe den Anhang.

Air liefern ihm Bilder genug, er braucht nicht wie so mancher Literaturdichter in allen Zonen der Erde auf die Bilderjagd zu gehen. Rose, Distel und Farrnkraut genügen ihm, und der Doon und Air ersetzen ihm die Tiber und den Ganges.

Es giebt schönere, romantischere und großartigere Gegenden, als die Hügellandschaft des südlichen Schottlands, aber wenige, die von einem solchen Hauche der Poesie umweht sind, überall tauchen in ihr historische Erinnerungen, Legenden und Sagen empor. Jeder Wald, jedes Thal, jeder Bach ist von Elfen, Kobolden und Nixen bewohnt und durch Balladen und Lieder verherrlicht. Der dem schottischen Landvolk noch heute innewohnende, aus der Vermischung des gälisch-celtischen mit sächsischem und skandinavischem Blute entstandene Hang zu Poesie und Aberglaube hat Alles mit Wundern, abenteuerlichen Ereignissen und heroischen Großthaten geschmückt. Der feuchte Nebel, der über den Mooren, Haiden und Wäldern liegt, hüllt sie beim gedämpften Schein der Sonne, beim blassen Schimmer des Mondes in jenes Dämmerlicht, aus dem die Gestalten der Phantasie so gern emporsteigen, er hat diesen Hang nur noch befördert und W. Scott sagt mit Recht:

O Caledonia, ernst und wild,
Aus Deiner Ammenbrust entquillt
Dem Dichter Nahrung stark und mild.
Du Land der Wälder und der Weiden,
Der klaren Seen und braunen Haiden,
Land meiner Väter, welche Hand
Zerrisse je der Kindheit Band,
Das eng mich knüpft an Deinen Strand?

Hier im niedern Schottland, in der Grafschaft Air, wurde Robert Burns 1759, im gleichen Jahre mit Schiller, den er eben so wenig gekannt zu haben scheint, als er von ihm gekannt worden ist, als Sohn eines armen Landmannes in einer am Ufer des Doon gelegenen, vom Vater eigenhändig erbauten Lehmhütte geboren. Wenige Tage nachher warf ein Sturm die Hütte um, und er mußte in ein benachbartes Haus gebracht werden. Er hat später darin

ein Vorzeichen für sein von Stürmen bewegtes Leben gesehen. Auch Béranger wurde in seiner Kindheit auf ähnliche Weise vom Wetter getroffen im Hause seines Großvaters:

Einst fuhr ein Blitzstrahl auf den Knaben nieder,
Da meinten All', es sei um ihn geschehn,
Doch Gottes Hauch belebt das Vöglein wieder,
Es fliegt und wird noch manchen Sturm bestehn.

Wie der französische Chansonnier im Liede: „der Schneider und die Fee“ sich ein Prognostikon stellte, so thut es auch Burns in seinem Liede „Robin“:

Zur Hand guckt' ihm die Bas' hinein
Und sprach: Ihr lieben Leut', ich mein'
Der Junge wird kein Dummkopf sein.
Ich denk', er heiße Robin.

Zwar Böses wird ihm viel geschehn,
Doch er wird immer drüber stehn,
Er bringt uns Ehr', Ihr werdet's sehn.
Ich denk', er heiße Robin.

Einen anderen directen Rückblick finden wir in: „Mein Vater war ein Bauersmann“:

Mein Vater war ein Bauersmann,
Wo Carrics Fluthen wogen,
Er hat in Zucht und Ehrbarkeit
Mich sorgsam aufgezogen.
Er sprach: Sei mannhaft allerwärts,
Hast Du auch keinen Pfifferling,
Denn ohn' ein rechtes Männerherz
Bist Du nur ein gar kläglich Ding.

Trotz aller Anstrengung vermochte es dieser tüchtige, ehrenwerthe, nicht bildungslose Mann, der schon mancherlei Schicksale erlebt hatte, zu keinem gesicherten Einkommen zu bringen, und so verfloß des Knaben Jugend in äußerst beschränkten, aber doch gemüthlich patriarchalischen Verhältnissen, die uns viele seiner Poems, besonders sein vortreffliches Idyll: „Der Samstag Abend des Hüttenbewohners“ in naturwahren Farben schildern. Die Mutter war aus derselben Gegend, eine sanfte, tüchtige Hausfrau, die sich gern mit alten Liedern die einförmige Arbeit vertrieb. Sie scheint, wie oft bei Dichtermüttern

der Fall, in poetischer Hinsicht mehr Einfluß auf den Sohn gehabt zu haben, als der ernste, verständige Vater. Vor Allem übte denselben aber eine alte Frau, Jeanny Wilson, die voll von Liedern und Sagen war, auf ihn aus. Von ihr lernte er die alten Weisen, die er später mit reicherem und bedeutenderem Inhalt erfüllen sollte, und dadurch wurde der Keim zu den Anschauungen und Empfindungen in ihn gelegt, aus dem später seine gesammte Poesie hervorgegangen ist. Den ihm nicht genügenden Elementarunterricht, den der gewissenhafte Vater ihm zukommen ließ, ersetzte er durch fleißige Privatlectüre. Die ersten Bücher, die ihn mächtig erregten, waren eine Biographie Hannibals und das Leben des oft von ihm verherrlichten altschottischen Helden Wallace. Doch hatte er in seinem sechzehnten Jahre auch schon die bedeutendsten Dichter Englands, selbst Shakespeare und einige Philosophen gelesen. Daß dieses leitungslose Lernen und Studiren ihn in keine der gewöhnlichen Verirrungen des Autodictatenthums geworfen, ist ein Zeugniß für seinen klaren Verstand und gesunden Geschmack, es hat ihn eben so wenig wie Béranger von seiner Mission abgelenkt.

Während er in harter Arbeit hinter dem Pfluge herging, summte er die schottischen Liederweisen vor sich hin, und ließ sich durch dieselben zu eignen poetischen Versuchen begeistern. Sein erstes Lied, „der Winter"*), das die Sammlung seiner poetischen Werke eröffnet, ist bezeichnend, sowohl für die volksthümliche und rhythmisch melodische Weise, der er fortwährend treu geblieben ist, als auch für das innige Naturgefühl, das in Lust und Trauer alle seine Lieder durchhaucht. Zugleich mit der Poesie erwachte die Liebe, die sich bei ihm mit jener in Eins verschmolz, sie machte den Inhalt seiner meisten Lieder aus, und wenige Dichter haben gleich ihm sie in allen Tönen, vom leichtsinnig scherzenden bis zum tief empfindungsvollen und leidenschaftlichsten zu besingen gewußt; er ist zugleich Tibull und Petrarca.

*) Siehe den Anhang.

Bei seinem Umherschweifen durch Feld und Wald entbrannte sein äußerst empfänglicher Schönheitssinn rasch und stark für jedes hübsche Mädchen, das ihm begegnete, und der dem schottischen Bauerleben eigenthümliche romantisch-ritterliche Zug sowohl, wie die heitere freie Sitte, die bei der Feldarbeit und den so häufigen Tanzfesten eine schnelle Annäherung gestatten, erklären seine vielen locker-gebundenen Liebesverhältnisse mit allen jenen ländlichen Schönen, die er unter dem Namen Peppy, Nelly, Nanny, Tibby 2c. verherrlicht hat. Indeß, während er sich so dem heitren, freien Jugendleben hingab, wurden seine häuslichen Verhältnisse immer bedrängter. Sein Vater war gestorben, und die kleine Wohnung wurde mit Auspfändung bedroht. Da übernahm Robert mit seinem jüngeren Bruder eine kleine Pachtung in Mosgiel und entwickelte dabei einen treuen, ernsten Fleiß, für den jedoch eine mehrmalige Mißernte nicht den verdienten Lohn brachte. Hier am Ufer des Air fand er die wahre Geliebte seines Herzens, die von ihm so schön besungene „Hochlands Mary"*). Sie war ein Milchmädchen auf dem nahen Schlosse Montgomery, eine liebliche Erscheinung, voll Seele und Anmuth mit jener melodischen Stimme, für die des Dichters Herz so empfänglich war, er gewann ihre Liebe und verlobte sich mit ihr; dies geschah nach schottischer Sitte in folgender Weise: Beide Liebende stellten sich ans Ufer des Baches, tauchten ihre Arme in die Wellen und schwuren einander auf die emporgehobene Bibel den Eid der Treue. Darauf reiste Mary ins Hochland, um die Einwilligung ihrer Verwandten zu erlangen, aber sie kam nicht wieder. Krankheit raffte sie plötzlich dahin. Das Andenken an sie und diesen Frühlingstraum der Liebe ist ihm bis zum Tode durch alle Verirrungen seines Lebens hindurch heilig und treu geblieben. Noch viele Jahre nachher, an ihrem Todestage, dichtete er das schönste seiner Lieder an „Marie im Himmel"*) in englischem Dialect. In tiefempfundener Wehmuth und

---

*) Siehe den Anhang.

innerer Musik kommen ihm wenige gleich. Die Erinnerung an sie trieb ihn am Abend, als es dunkelte, aus dem Hause; auf ein Bund Stroh hingestreckt, blickte er unverwandt zu einem glänzenden Sterne empor. Seine Frau weckte ihn endlich aus seinen Träumereien und er schrieb rasch die berühmt gewordenen Zeilen nieder. Bald nach Mariens Tode, so empfänglich und liebebedürftig war der feurige Mann, trat er in ein neues Verhältniß zu der gleichfalls von ihm viel und oft besungenen Jenny Armour. Doch der streng calvinistische Vater war dem einer freieren Richtung sich zuneigenden Bewerber feindlich gesinnt und zwang seine Tochter, sich von ihm loszusagen. Burns, von äußerem und innerem Elend bedrängt, dachte nun an Auswanderung, als ihm ein Freund eine Stelle als Plantagenaufseher in Jamaica anbot. Der Tag der Abreise war schon bestimmt und er hatte, natürlich auch in Versen, schon vom Ufer des rauschenden Air Abschied genommen, als er erfuhr, daß eine Sammlung seiner Gedichte, die er auf Subscription herausgegeben hatte, in Edinburg begeisterte Aufnahme fand und daß sie ihm funfzig Pfund einbrachte.

Das schien ihm ein Wink des Schicksals zu sein, statt nach Jamaica begab er sich nach der Hauptstadt, und hier beginnt und schwindet meteorartig die glänzendste Epoche seines Lebens. Der einfache Landmann wird in die höchsten Kreise gezogen, Alles drängt sich um ihn und horcht mit Entzücken den von ihm vorgetragenen Liedern, aus denen den erstaunten Stadtmenschen die Reize des romantischen Landes und einer noch ungebrochenen Natur in melodischen Tönen entgegentraten. Nicht allein vornehme Damen schwärmen für ihn und machen ihn zum Löwen der Saison, auch Gelehrte und Künstler behandeln ihn mit der größten Auszeichnung, aber, wenn sich sein Ehrgeiz auch geschmeichelt fühlt, der Weihrauch benebelt ihn nicht, sein democratischer Mannesstolz und sein gesunder Sinn behalten die Oberhand, und die Verlockungen der vornehmen Welt machen ihn eben so wenig seiner Mission abspenstig, als Béranger sich

dadurch aus seiner Sphäre hat heraus reißen lassen. Mit seinem gesunden Sinn sah er bald, daß ein großer Theil der Huldigungen nicht ihm, sondern der Eitelkeit der Huldigenden selber galt, und daß das Interesse, welches er in den vornehmen Kreisen hervorrief, kein dauerndes sein würde.

So kehrte er, nachdem er größere Ausflüge ins Hochland gemacht, und seine Phantasie mit den großartigen Scenen derselben erfrischt hatte, nach einem Jahre auf's Land zurück und heirathete nun seine während dessen zur Mutter zweier Kinder gewordene Jenny, da der Vater Respekt vor dem berühmten Dichter bekommen hatte und den längst im Stillen geschlossenen Ehebund anerkannte. Er trat jetzt eine größere Pachtung an, deren Verwaltung ihm mißglückte, wie es bei seinem poetischen Naturel nicht anders zu erwarten war. Die zeitweilig auftauchenden Grillen und Sorgen suchte er nur allzusehr im Becher zu ertränken, für den er eben so empfänglich war, wie für weibliche Schönheit. In seinen Songs und Ballads findet sich eine Reihe sehr lustiger und witziger Trinklieder, die meistens den edlen Gerstensaft, der dem schottischen Landmann den Wein ersetzt, verherrlichen. Das reizendste unter ihnen ist die auch von Göthe bewunderte, einem älteren schottischen Text nachgebildete Ballade: „Hans Gerstenkorn"*).

Unter den immer bedenklicher werdenden pecuniären Verhältnissen — das Honorar für die Gedichtsammlung war längst verzehrt — sah er sich nach einem andern Unterhalt um und nahm eine ihm durch Freunde vermittelte Steueraufseherstelle an, für die er natürlich sehr wenig geschaffen war. Sein Lied „Der Mann von der Steuer" enthält darüber ein humoristisches Selbstbekenntniß. Bei siebenzig Pfund Einnahme wurde es ihm schwer seine Familie zu unterhalten, zumal seine Gastfreundschaft von Seiten neugieriger Besucher arg mißbraucht wurde. Hierzu kam die mit seinem Amte verbundene häufige Abwesenheit von Haus und der Besuch des Wirthshauses, wozu ihn dieselbe ver-

*) Siehe den Anhang.

führte. Das Familienleben, das er so gemüthlich zu schildern wußte, war auf diese Weise gestört und seine einst so frohe Laune wurde immer trüber. Das kleine Gedicht „John Anderson"*) schildert in treuherziger Weise ein in Kummer und Sorgen dem Grabe zuwankendes Ehepaar und ist einer jener melancholischen Stimmungen entsprungen; es malt in wenig Worten ein rührendes Bild der Gattenliebe. Carlyle, Burns berühmter Landsmann, sagt über sein immer dunkler werdendes Leben: „Für einen Mann wie ihn wußte die Welt kein schicklicheres Geschäft zu finden, als daß er sich mit Schmugglern und Schurken herumzanken, Accise berechnen und Bierfässer visiren mußte. In solchem Abmühen ward dieser Geist kummervoll vergeudet, und hundert Jahre mögen vorüber gehen, ehe uns ein gleicher gegeben wird, um ihn vielleicht wieder zu vergeuden".

Zu den Geschäftsplackereien und Widerwärtigkeiten seines Amtes kamen noch politische Mißverhältnisse. Er war einerseits ein Anhänger der vertriebenen Stuarts, das lag in seinem altschottischen Blute, und ihrem Andenken hat er manches Lied gewidmet, z. B. „den Klagegesang der Königin Maria Stuart beim Beginn des Frühlings"*), der an ein Lied von Béranger erinnert, wie er andrerseits seine Abneigung gegen die Dynastie Hannover offen kundgab; auch verhehlte er eben so wenig seine freie religiöse Richtung wie seine Sympathie für die ausbrechende französische Revolution. Seine Toaste, Lieder und Epigramme zeugen davon. Vorsicht und Zurückhaltung darf man von einem Burns nicht verlangen. Wurde die ihm angedrohte Absetzung auch nicht verwirklicht, so durfte er doch nicht weiter auf Beförderung hoffen. Die Verstimmung über dies Alles suchte er durch den Genuß geistiger Getränke, besonders bei den ihm durch sein Amt gebotenen nächtlichen Wanderungen zu verscheuchen, und mit zunehmender Körper- und Nervenschwäche nahm die Widerstandskraft seines Charakters ab, die goldnen Ruhmesträume, die ihn einst in Edinburg um-

---

*) Siehe den Anhang.

gaukelt hatten, erbleichten immer mehr. Der Mißmuth getäuschter Hoffnung, der angstvolle Blick in eine immer düsterer werdende Zukunft zugleich mit dem Schmerz über den Verlust seiner Lieblingstochter Bessy warfen ihn auf's Krankenlager, er mußte seine Stelle niederlegen und suchte Heilung in einem nahen Seebade, kehrte aber, ein schon Sterbender, bald daher zurück und verschied drei Tage später im Fieberwahnsinn am 21. Juli 1796 im acht und dreißigsten Jahre seines Lebens. Er wurde unter dem Zustrom der benachbarten Bevölkerung durch die Freiwilligen von Dumfries mit kriegerischen Ehren begraben, und seiner Wittwe wurde eine Versorgung zu Theil. Was dem Lebenden versagt war, erlangte der Geschied'ne: eine immer größere Anerkennung, einen immer weiter sich verbreitenden Ruhm. Acht und vierzig Jahre nach seinem Tode versammelten sich Tausende am Ufer des Doon, wo ihm ein marmornes Denkmal errichtet ward, und Graf Eglinton sprach die Worte: „Bei seinem Namen schlägt jedes Schotten Herz höher, er hallt wie ein Erkennungsruf in Schloß und Hütte wieder." Sein Andenken ist von den namhaftesten Dichtern und Schriftstellern in Versen und Prosa gefeiert worden, und die von ihm besungenen Punkte sind Wallfahrtsorte für Touristen geworden.

Burns war sehr groß und schlank, beinahe 6 Fuß hoch, muskulös und behende, in den körperlichen Uebungen und Spielen trug er fast immer den Sieg davon, seine Stirn war breit und gewölbt, sein Haar lockig, seine Gesichtsfarbe dunkel, sein tiefes klangreiches Organ hatte etwas äußerst Sympathisches, vor allem aber waren seine großen dunklen leuchtenden Augen bemerkenswerth. Ein Zeitgenosse verglich sie, originell genug, mit Kutschenlaternen bei Nacht, denn sie wurden, wenn er sich näherte, zuerst an ihm gesehen. Niemals, sagt Walter Scott, habe ich ein ähnliches Auge gekannt, obgleich ich mit den ausgezeichnetsten Männern meiner Zeit zusammengetroffen bin.

Seine ganze Persönlichkeit, wie viele Zeugnisse bestätigen, hatte etwas Hinreißendes durch die Lebendigkeit

seines Wesens, den Geist und Witz seiner Unterhaltung, die Schärfe seines Verstandes und das rücksichtslose Feuer, mit dem er seine Ueberzeugungen vertrat. — Der Historiker Robertson sagt von ihm: „Burns war der außerordentlichste Mensch, der mir je vorgekommen, seine Verse erstaunten mich, seine Prosa erstaunte mich noch mehr, aber mehr als sein Vers und seine Prosa erstaunte mich seine Unterhaltungsgabe.“ Wer das schöne Portrait, das die größeren Ausgaben ziert, sich ansieht, wird im geistvollen Blick, in den von Frohsinn und Wehmuth gemischten Zügen des ausdrucksvollen, edelgeformten Gesichtes, den Dichter nicht verkennen. — Blicken wir auf dies kurz umrissene Lebensbild zurück, so ergreift uns ein getheiltes Gefühl, Bewunderung und Freude an dem herrlich begabten Manne, der auf den Schwingen des Genius sich aus der ungünstigsten Lage in die Höhe wahrster, ächtester Poesie zu erheben wußte, aber auch Schmerz und Mitleid darüber, daß durch fremde und eigene Schuld sich dies so reich angelegte Leben am innern Feuer der Seele und am äußern Unglück so rasch verzehren mußte, ohne alle jene Früchte getragen zu haben, zu denen es noch berufen schien, daß dem Dichter bei den schönsten Geistes- und Herzenseigenschaften das sittliche Maaß und die Charakterkraft fehlte, ohne die sich die ihm gewordne Mission nicht bis zu Ende durchführen, sein Schicksal nicht fest und sicher gestalten ließ. Wenn Göthe von Joh. Christ. Günther sagt: Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten, so paßt die erste Hälfte des Ausspruchs ganz auf Burns, sein Dichten ist ihm aber nicht zerronnen. Es ist gradezu wunderbar, wie unter allen Störungen ungünstiger Verhältnisse ihm Alles zum Liede wurde: Unglück, Schmerz, sinnliche Lust, geistige Freude, Mißmuth und Unwille. Er sucht nie nach Liederstoffen, Alles, was er sieht und in sich erfährt, wird ihm dazu. Er ist dabei so unbefangen wie „die Lerche, wenn sie zum Purpurhimmel steigt vor Lust“. Selten hat ein Dichter die ganze Fülle seines innern Lebens und äußeren Daseins gleich ihm in Gesängen, die im Mo-

ment entstanden, niedergelegt, und dabei ist Alles trotz aller Natürlichkeit und der realistischen Darstellung von idealem Streben durchhaucht. Der Kreis seiner Anschauungen ist freilich nicht groß und seine Bilder sind nur einer beschränkten Sphäre entnommen, wie es bei ihm, dem Nichtgelehrten, nicht anders sein konnte, aber dennoch ist seine Poesie innerhalb des ihr angewiesenen Bereichs eine äußerst reiche und mannigfaltige. Alles, was das Menschenherz nur berührt, kommt darin zum Wort. Es liegt, wie Carlyle sagt, ein durchbohrendes Wehklagen in seinem Kummer, das reinste Entzücken in seiner Freude; er glüht vom grimmigsten Zorn oder lacht laut und schalkhaft, und dennoch ist er süß und weich, „süß wie das Lächeln, wenn zärtlich Liebende sich wiedersehen und weich wie die Thräne beim Scheiden." Dabei ist er im Ausdruck zugleich elegant und volksthümlich, so daß die Gebildeten sich eben so gut daran erfreuen können, wie die Landleute, nur müßte man seine Lieder, um sie ganz zu genießen, nicht bloß lesen, man müßte sie singen hören, nicht im Salon von einer recitirenden Virtuosin, sondern von einem schottischen Landmädchen, wenn es im Thale die Schaafe weidet oder am grünen Ufer des Baches sein Linnen ausspannt oder wenn es Abends durch den Wald nach Hause wandelt.

Sollte, so meint Carlyle, die Druckerschwärze austrocknen, so würden zehntausend melodische Stimmen seine Lieder den spätesten Generationen aufbewahren. Burns hat dieselben größtentheils im äußerst weichen, für die Musik wie geschaffenen, durch seine reizenden Verkleinerungen so naiv klingenden schottischen Dialekt geschrieben, und die Engländer veranlaßt, denselben sich anzueignen, wie ja Fritz Reuter auch schon manchen Hochdeutschen zum Studium des Plattdeutschen getrieben hat, aber Burns, der das Englische, wenigstens in Versen, vortrefflich schreibt, wendet mit feinem Takt dasselbe immer da an, wo der Dialekt nicht hingehört. Was nur für die höhere, conventionelle Sprache paßt, schottisch zu schreiben, wie es mancher mit dem Plattdeutschen macht, davor hütet er sich. — Mit

einem Wort der Schotte Burns figurirt unter Englands Dichtern, und der Gegensatz zwischen Kunst- und Volkslied hört bei ihm gradezu auf. Er coquettirt eben so wenig mit dem Flimmer philosophischer Gedankentiefe und gelehrten Wissens, als mit einer sein sollenden Naivetät und Volksthümlichkeit, die sich nur zu leicht in Albernheit und Trivialität verläuft.

Daß unter der großen Menge seiner Gedichte auch manches Unbedeutende, Improvisirte, für die Gelegenheit flüchtig Hingeworfene sei, läßt sich nicht leugnen, auch ist seine erotische Poesie nicht immer von gleicher Zartheit. Viele seiner Lieder sind nur Anfänge und Anklänge, sie schmeicheln sich, wenn es darin auch kaum zum Situationsbilde, zum eigentlichen Gedanken- und Gefühlsausdruck kommt, doch ganz wunderbar dem Ohre ein und zwar durch den Zauber des Rhythmus und die Volksthümlichkeit der alten Weisen, denen sie sich anschmiegen.

Walter Scott, der für die altschottischen Balladen dasselbe gethan hat, was Burns für die Lieder, bemerkt über des letzteren Verfahren dabei: „Er sammelte mit Begeisterung die alten Gesänge und berührte alle, die durch seine Hände gingen, mit dem Zauber, der ohne den Text bedeutend zu verändern, den ursprünglichen Geist wieder herstellte oder ihnen mehr verlieh, als sie besaßen. Niemand ist ihm jemals in solchen Nachbildungen gleichgekommen. Er erfüllte sich ganz mit dem Geist des alten Liedes, er dachte und empfand wie sein Vorgänger und theilte Allem, was er hinzufügte, den entsprechenden Charakter und Ton mit. Er fand die alten schottischen Gesänge wie einen Fruchtbaum im Winter, nicht todt, aber ohne Knospen und verließ ihn nicht eher, als bis er mit Blüthe und Schönheit bedeckt war. Er verschärfte in ihnen den Sarkasmus, vertiefte die Leidenschaft, erhöhte den Humor und milderte ihre allzugroße Derbheit und Naturwüchsigkeit.“ — Wie Göthe, Uhland und andere in ähnlicher Weise das Volkslied veredelt und mit reicherem Inhalt erfüllt haben, ist bekannt.

Zu den Liedern der Liebe, die die zahlreichsten sind, kommen die einem allgemeinen religiösen Gefühl, aber keiner besonderen Confession entsprungenen, die meist sich an die Psalmenweise anschließen, die der Natur, dem Vaterlande und seinen heroischen Erinnerungen, der Freundschaft und Geselligkeit gewidmeten, denen es nicht an Humor, Witz und Satyre fehlt.

Unter den Poems, zu denen auch eine Reihe scharfer Epigramme zu rechnen ist, findet sich Manches von hohem Werth und großer Bedeutung, sie führen uns in Form von Episteln, von didactischen, beschreibenden, idyllischen, elegischen oder satyrischen Gedichten durchaus und nach allen Seiten hin in die ihn umgebende Wirklichkeit und sind alle von seiner mächtigen Persönlichkeit und Subjektivität durchhaucht. Giebt es etwas Ergreifenderes als seine Elegie auf den Tod seines Lieblingsschafes Poor Maillie? Obgleich er viel zu poetisch ist, um dem eigentlich Lehrhaften zu huldigen, so weiß er doch aus dem unbedeutendsten Vorfall eine Reihe schöner Gedanken zu entlehnen. Zum Beweise dafür, wie ungezwungen sich Betrachtung und Empfindung bei ihm aus dem Gewöhnlichsten entwickeln, diene sein Gedicht, „An eine Maus": Er geht aufs Feld und bemerkt, daß er mit der Pflugschaar das Nest einer furchtsamen Maus aufgeworfen hat:

Du glattes Thierchen, bang geduckt,
Welch Grausen Deine Brust durchzuckt,
Brauchst nicht zu fliehn mit solcher Hast,
Als droh' Gefahr,
Es wär' mir leid, hätt' Dich erfaßt
Die böse Schaar.

Nun sagt er ihr, sie, die mit solcher Mühe ihr Nest gebaut und nun dafür obdachlos in den kalten Winter hinausgetrieben werde, brauche nicht vor ihm zu beben, er sei gleichfalls nur ein staubgebornes Wesen, er wolle ihr den kleinen Diebstahl an seinem Korn verzeihn, sie habe ihn ja nur begangen, um leben zu können, es habe ihr ihre Fürsorge zu Nichts geholfen, ihr Haus sei zerstört, den Menschen gehe es ebenso. Doch, so schließt er, Du

bist glücklich im Vergleich zu mir, Dich berührt nur die Gegenwart, ich aber sehe rückwärts-blickend Nichts als Schmerz und für die Zukunft, ist sie auch verborgen, ahn' ich nur Leid und Sorgen.

In der Ausführung eben so schön ist sein berühmtes Gedicht auf ein von ihm mit der Schaufel durchstochnes „Tausendschön“:

Bescheid'nes Blümchen, rothgetüpft,
Zu früh bist Du der Erd' entschlüpft,
Denn ach! zermalmen muß ich Dich,
So zart und fein!
Und nicht mehr retten kann ich Dich,
Du Edelstein!

Die Natur verschonte Dich, Du blühtest unangefochten von Sturm und Wetter fröhlich fort, nun aber kam der Mensch und vernichtete Dich. Die Anwendung auf das Schicksal der Mädchen, die Dichter und auf Burns selber hat dann freilich etwas Gemeinplätzliches, aber Sprache und Colorit sind in beiden Stücken gleich bewundernswerth. Unter den Erzählungen ist besonders die von „Tom O Shanter“ hervorzuheben, jenem Bauer, der betrunken aus dem Wirthshause kommend durch die stürmische Regennacht nach Hause reitet und dabei in einen mit den Farben eines Breughel gemalten Hexensabbath geräth. Walter Scott sagt von diesem phantastischen Gedicht: Kein Dichter, Shakespeare ausgenommen, hat jemals eine solche Gewalt offenbart, durch die rascheſten Uebergänge vom Grausenhaften zum Komischen die widersprechendsten Empfindungen zu erwecken. Carlyle stellt die in der burlesken Gattung geschriebenen, ganz dramatisch gehaltenen „Fidelen Bettler“ noch höher.

Robert Burns war ein Dichter von Gottes Gnaden, ein Volkspoet im prägnantesten Sinne des Worts, wäre ihm ein besseres Loos zu Theil geworden, hätte die Gesellschaft, die ihn eine Zeit lang verherrlichte, ihn ernsthaft

unterstützt, hätte er sich mit reicherem Bildungsstoffe nähren können, wäre vor allem die ethische Kraft bei ihm mit der poetischen im Gleichgewicht gewesen, hätte sein so kräftig angelegtes Leben nicht in allmäliger Verkümmerung ein so frühes Ende gefunden, so wäre wahrscheinlich von ihm auch in anderen Zweigen der Poesie Bedeutendes zu erwarten gewesen. Daß er eine dramatische Ader hatte, geht nicht allein aus einigen seiner Poems, sondern auch aus vielen seiner dialogisch gehaltenen Lieder und Balladen hervor.

Er fiel zwar, blicken wir auf die Literatur Großbritanniens, in eine prosaische Zeit, aber er ist doch auch andrerseits aus dem für die Poesie damals noch immer günstigsten Boden erwachsen, und dies erklärt einigermaßen seine wunderbare Erscheinung. Die Poesie war den Schotten immer Herzenssache geblieben, sie lebte, auch noch als Burns geboren wurde, zugleich mit den historischen Erinnerungen und Traditionen in den Weisen der alten Minstrelgesänge und den neuen Jakobitenliedern fort, sie war kein todter Schatz; der Mund des musikalischen, gesangesfreudigen Volkes hatte sie lebendig erhalten, und Burns hatte für seine Gattung in Ramsay und anderen namhafte Vorgänger, wie er sich in Cunningham und Hogg, dem bekannten Ettrick-Schäfer bedeutende Nachfolger geschaffen hat. — Doch beschränkt sich, wie schon angedeutet wurde, sein Einfluß nicht auf den Volksgesang, der frische Hauch der aus seinen Liedern weht, hat zur Belebung der gesammten englischen Poesie beigetragen. W. Scott, Thomas Moore, die Seeschule, ja selbst Byron haben von ihm die bedeutendsten Anregungen erhalten und traten mehr oder weniger in seine Fußtapfen.

Burns, und das ist sein schönster Lorbeer, ist aber vor Allem ein Wohlthäter seines speciellen Vaterlandes geworden, er hat das Nationalbewußtsein der Schotten den Engländern gegenüber wieder gehoben, er ist ein Trost- und Freudebringer für das schwer arbeitende Landvolk geworden, und alle Eigenthümlichkeiten seines Stammes,

alles Tüchtige und Poetische, das in ihm lebt, hat er für immer verherrlicht. Man hat ihn oft mit Béranger verglichen, aber bei aller Aehnlichkeit des Ausgangspunktes und des Weges, den sie einschlugen, ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen Beiden. Béranger ist der Dichter des Stadtvolkes und der politischen Bestrebungen, Burns der des Landvolks und der ländlichen Natur, die nur selten in die Chansons des Franzosen hineinblickt. Bei diesem ist Alles Tendenz, kluge Berechnung und künstlerisch geistvolle Anordnung und Einkleidung, bei jenem strömt Alles in unversiegbarer Fülle und naturfrischer Unmittelbarkeit nur so hervor. Von dem gewaltigen Einfluß, den Béranger mit seinen kleinen Liedern auf die politische Gestaltung seines Landes ausgeübt hat, kann bei Burns nicht die Rede sein, dagegen ist seine literarhistorische Bedeutung, seine Wirkung auf die Entwickelung der Poesie eine unendlich viel größere. Béranger wußte Leben und Dichten harmonisch zu gestalten und bis zum späten Alter sein Schifflein durch alle Stürme klug und fest hindurchzusteuern. Burns ist am Widerspruch zwischen Leben und Dichten zu Grunde gegangen. Das pathologische Interesse, das wir an ihm nehmen, ist fast noch größer, als die ästhetische Freude an den wunderbaren Leistungen des Mannes, der sich selber Alles verdankt und ganz nur aus sich selber zu erklären ist.

Beide Männer aber sind Phänomene, denen die gesammte Literaturgeschichte anderer Völker keine an die Seite zu setzen hat, darum war es wohl gestattet, am Schluß dieser flüchtigen Skizze auf ihre Stellung zu einander hinzudeuten.

Der Winter.

(Burns' erstes Lied.)

Wie nackt und kahl starrt Berg und Thal,
Die Flur, wie öd' und leer!
Der rauhe Nord schickt fort und fort
Uns Schnee und Schloßen her,
Dieweil mit Wuth des Bergstroms Fluth
Vom Abhang thalwärts rauscht,
Im Waldrevier Vöglein und Thier
Verborgen sitzt und lauscht.

Der Wolken Grau statt Himmelblau,
Der trübe Wintertag,
Was Andre scheun, mich kann's nur freun,
Mehr als der Mai vermag.
Die Windesbraut, mir klingt sie traut,
Die, wie mein Herz, so wild.
Im öden Raum der nackte Baum
Ist meines Lebens Bild.

Du höchste Macht, weil Du erdacht
Das Leid, das mir geschah,
Muß mir die Pein zum Wohl gedeihn,
Dein Wille war sie ja.
Um Eins allein, soll es so sein,
O Vater bitt' ich Dich:
Ward mir verwehrt was ich begehrt,
So lehr' Entsagung mich!

Bruce's Anrede an seine Truppen

bei Bannockburn.

Schottlands Heer, mein Kampfgenoß,
Dessen Blut für Wallace floß,
Komm' zum Sieg mit Mann und Roß,
Komm' zu Ruhm und Tod herbei!

Sieh, der blut'ge Tag begann,
In den Reihn bebt mancher Mann,
Stolz rückt Edwards Macht heran,
Edward, Knechtschaft, Sklaverei!

Ist ein schott'scher Mann so feig,
Daß er vor der Obmacht weich',
In die Gruft der Memmen steig?
Mög' er fliehn, ich laß ihn frei.

Wer für Freiheit, König, Recht
Steht im blutigen Gefecht,
Fall' als Freier, nicht als Knecht.
Caledonier kommt herbei!

Bei der Herrschaft Druck und Wuth,
Die auf unsern Söhnen ruht,
Opfert jeden Tropfen Blut.
Vorwärts, todt sein oder frei!

Caledonia.

Wohl blühn in fernen Ländern Myrthenbäume,
Wo Balsam durch die lauen Lüfte thaut,
Doch theurer sind mir dieses Thales Räume,
Der Bach, umblüht vom grünen Pfriemenkraut,
Ja theurer auch die grünenden Gehege,
Wo Glockenblum' und Maaslieb blüht entlang,
Denn leichten Fußes wallt auf blum'gem Wege
Dort Jenny horchend auf des Hänflings Sang.

Wohl sind sie reich, des Südens sonn'ge Felder,
Und Caledonias Küste nackt und kalt,
Doch die Paläste dort, die duft'gen Wälder
Sind nur der Herrn und Sklaven Aufenthalt.
Der Brunnen Pracht, der Gärten würz'ge Düfte,
Sie haben nie des Schotten Neid erregt;
Er wandelt frei wie seiner Berge Lüfte,
Der nur der Liebe Kette willig trägt.

Hochlands Mary.

O Feld und Fluß und Wiesenbord
Am Schloß von Montgomery,
Dort grün' und blüh' es immerfort
Und klar sei stets der See!
Zuerst zieht dort der Sommer ein
Und weilet dort am längsten,
Dort mußt' es, ach! geschieden sein
Von meiner Hochlands Mary!

Wie blühte froh der Birkenbaum,
Wie reich des Weißdorns Blume,
Als still im duftig schatt'gen Raum
Ich an die Brust sie drückte.
Auf Engelsflügeln schwebten klar
Vorbei die goldnen Stunden,
Denn lieb wie Luft und Leben war
Mir meine Hochlands Mary.

Mit manchem Kuß und Druck der Hand,
Wie zärtlich war das Schweigen!
Wir gaben uns manch Wort zum Pfand
Des frohen Wiedersehens.
Doch ach! in kalter Todesluft
Verwelkte bald die Blume!
Es grünt das Gras schon um die Gruft
Von meiner Hochlands Mary.

Blaß ist der Lippe Rosenroth,
Die oft mich zärtlich küßte,
Und ach! des Auges Blick ist todt,
Das liebend auf mir ruhte.
Im Staub schon modert einsam hin
Das Herz, das heiß mich liebte,
Doch ewig lebt im treuen Sinn
Mir meine Hochlands Mary!

Abschied vom Ufer des Air.

Schon steigt herab die düstre Nacht,
Und heulend ist der Sturm erwacht,
Mit Regen droht der Wolke Grau,
Die hinfliegt über Feld und Au,

Ein Obdach sucht der Vögel Chor,
Der Jäger flieht aus Sumpf und Moor,
Und ich, die Seele schmerzentbrannt,
Wandl' einsam an des Air Strand.

Der Herbst beweint die reife Saat,
Der allzufrüh der Winter naht,
Er sieht, wie Stürme wild und rauh
Verdüstern seines Himmels Blau.
Mein Blut erstarrt bei ihrem Droh'n,
Denn an die Wogen denk' ich schon,
Auf die mich bald mein Schicksal bannt,
Fern von des Air schönem Strand.

Jedoch die Brandung schreckt mich nicht,
Die sich am Unglücksufer bricht,
Wo rasch des Lebens Qual und Noth
Erlischt im vielgestalten Tod,
Ach nein, ein Band umschlingt mein Herz,
Durchwühlt von mancher Wunde Schmerz,
Das quält mich, den sein Loos verbannt,
Fern von des Air schönem Strand.

O Coilas Moor und Berg und Thal,
Ich seh' Euch jetzt zum letzten Mal,
Der Liebe Glück, das ich verlor,
Taucht hier auf's Neu dem Geist empor.
Lebt wohl, dem Feind will ich verzeihn,
Dem Freunde ew'ge Liebe weihn,
Ich seufz' und rufe schmerzentbrannt:
Leb wohl, des Air schöner Strand!

An Marie im Himmel.

O bleicher Morgenstern mit müdem Strahle,
Du weilst, ein Pförtner, noch am Himmelsthor,
Verkündest Du mir schon zum zweiten Male
Den bangen Tag, wo ich Marie verlor?
Marie, wo weilst Du jetzt in jenen Auen,
Blickst Du herab vom Wohnsitz sel'ger Lust?
Siehst Du des Freundes Auge einsam thauen,
Hörst Du die Seufzer seiner bangen Brust?

Gedenken werd' ich stets der heilgen Stunde,
Wo wandelnd an des Air Blumenrand,
Und still vereint zu inn'gem Seelenbunde
Der Lenz des Lebens uns so rasch entschwand.

Ich werde stets an jenem Bilde hangen,
Das leuchtend strahlt durch meines Busens Nacht,
Wie Dich mein Arm zum letzten Mal umfangen,
Zum letzten Mal, wir hatten's nicht gedacht!

Der Air rollte murmelnd bei uns nieder,
Von Gras umsäumt, durch glattes Kiesgestein,
Und Birkenreis, verwebt mit Dorn und Flieder,
Schloß unsres Glückes stillen Schauplatz ein,
Die Blumen hatten ihren Kelch erschlossen,
Auf allen Zweigen froher Liederklang,
Bis bald, zu bald, von dunkler Gluth umflossen,
Des Tages goldne Schwing' im Westen sank.

Noch einmal fühl' ich, was ich hier empfunden,
Wo wehmuthsvoll Erinn'rung mich umschwebt,
Die Zeit vertiefte nur des Herzens Wunden,
Wie tiefer stets der Strom sein Bett sich gräbt.
Marie, wo weilst Du jetzt in jenen Auen,
Schaust Du herab vom Schauplatz sel'ger Lust,
Siehst einsam Du des Freundes Auge thauen,
Hörst Du die bangen Seufzer seiner Brust?

John Anderson.

John Anderson, mein Lieb John,
Als ich zuerst Dich sah,
Wie waren schwarz die Locken,
Wie braun die Stirne da!
Jetzt ist so kahl die Stirn, John,
Jetzt sind die Locken weiß,
Doch segne Gott Dich, Greis!
John Anderson, mein Lieb John!

John Anderson, mein Lieb John,
Wir klommen Hand in Hand
Bergan, und mancher Tag, John,
Hat Freud' uns zugewandt.
Jetzt aber strauchle nicht, John,
Vereinigt gehn wir nun
Ins Thal, um dort zu ruhn.
John Anderson, mein Lieb John!

Die rothe, rothe Rose.

Mein Liebchen gleicht der rothen Rose,
Die auf im Monat Juni sprang,
Mein Liebchen ist so sanft und milde,
Wie süßer Melodien Klang.

Wie hold Du bist, mein liebes Mädchen,
So tief ist meiner Liebe Weh,
Ich werde treu Dich lieben, Theure,
Bis trocken ward die weite See.

Bis trocken ward die See, Du Theure,
Die Sonne schmolz die Felsenwand,
Ich werde treu Dich lieben, Theure,
So lange rinnt mein Lebenssand.

Und lebe wohl, Du Heißgeliebte,
Und lebe wohl für kurze Zeit,
Ich komme wieder, Heißgeliebte,
Wär' ich auch tausend Meilen weit.

O ständest Du 2c.

O ständest Du, von Frost erstarrt,
Im Felde dort, im Felde dort,
Dann wär' ich mit dem Mantel warm
Dir Schutz und Hort, Dir Schutz und Hort.
Und bräche wild des Unglücks Macht
Auf Dich herein, auf Dich herein,
Dann sollte stets mein Busen Dir
Ein Obdach sein, ein Obdach sein.

Weilt' ich in fremder Einsamkeit
Wohl fern von hier, wohl fern von hier,
Sie wär' ein Paradies für mich,
Wärst Du bei mir, wärst Du bei mir.
Und wär' ein König ich der Welt,
Und wärst Du mein, und wärst Du mein,
Dann sollte stets mein Kronjuwel
Die Kön'gin sein, die Kön'gin sein.

An des Meeres Wogenschäumen.

An des Meeres Wogenschäumen,
Das den Liebsten fort mir nahm,
Steigt mein Flehn zu Himmelsräumen
Für sein Wohl, wohin er kam.
Furcht und Hoffnung wechselsweise
Steigen in der Brust empor,
Um mein Kissen flüstern leise
Geister mir von ihm ins Ohr.

Die Ihr Kummer nie empfunden,
Die Ihr Thränen nie geweint,
Sorgenfrei und freudumwunden,
Wie der Tag Euch hold erscheint! —
Stille Nacht, um meine Lider
Hülle Du des Schlummers Flor,
Holde Geister flüstert wieder
Von dem Fernen mir ins Ohr.

Von allen Winden 2c.

Von allen Winden, die da wehn,
Lieb' ich den West zumeist,
Im Westen wohnt ja, die ich lieb',
Die meine Jenny heißt.
Es liegen Berg und Thal und Fluß
Wohl zwischen dort und hier,
Doch eilet Tag und Nacht mein Geist
Auf Flügeln hin zu ihr.

Ich sehe sie im Blumenthau,
Ich seh' sie schön und hold,
Ich höre sie im Vogellied,
Im Bach, der thalwärts rollt,
Nicht eine Blume schließt sich auf
Im blüh'nden Lenzrevier,
Nicht eines Vogels Kehle singt,
Die mir nicht spricht von ihr.

Am Ufer des Doon.

O Feld und Au am schönen Doon,
Wie ihr so frisch und fröhlich blüht,
Wie, Vögel, könnt Ihr singen jetzt,
Da trüb' und traurig mein Gemüth?

Du brichst, o Vogel, mir das Herz,
Der wirbelnd dort im Dornbusch singt.
Du mahnst mich an vergangne Lust,
Die Niemand, Niemand wiederbringt!

Oft wallt' ich hier am schönen Doon,
Wo Lilien stehn beim Rosenstrauch,
Der Vogel sang von seiner Lieb',
Und von der meinen sang ich auch!
Mit frohem Herzen pflückt' ich da
Vom Rosenstrauch die schönste Zier,
Die Rose stahl der falsche Freund,
Den Dorn, den Dorn, ach! ließ er mir.

Klagegesang der Königin Marie von Schottland
beim Herannahen des Frühlings.

Jetzt hängt Natur den Mantel grün
Um jeden blüh'nden Baum
Und legt um Wiese, Bach und Fluß
Der Blumen bunten Saum.
Jetzt lacht im Strome Phöbus' Bild,
Der hoch vom Himmel scheint,
Doch Nichts erfreut die arme Frau,
Die tief im Kerker weint.

Die Lerche weckt den Morgen froh,
Wenn sie empor sich schwingt,
Im Holze tönt der Amsel Schlag,
Der durch die Ferne dringt.
Die Drossel singt mit ihrem Lied
Zur Ruh den müden Tag,
Sie alle freun der Freiheit sich,
Verschont von Sorg' und Schmach.

Die Primel blüht am Bergeshang,
Die Lilie am stillen See,
Der Dornbusch hängt von Knospen voll,
Und milchweiß ist der Schleh.
Die ärmste Magd im Schottenland
Schwärmt, wo sie will, umher,
Doch mich, der Schotten Königin,
Mich drückt die Kette schwer.

Einst war ich Frankreichs Königin,
Da konnt' ich glücklich sein,
Froh, wie ich Morgens war erwacht,
Schlief ich am Abend ein.
Jetzt bin ich Schottlands Königin,
Umlauert von Verrath,
In Feindes Banden lieg' ich hier
Voll Sorgen früh und spat.

Doch bald, Du Feindin, Schwester, wetzt
Die Rache schon das Schwert,
Das einst, Du böses, falsches Weib,
Dir in die Seele fährt.
Barmherzigkeit in Weibes Brust
Hat Dir Natur verneint,
Dir, die beim Anblick fremder Qual
Nie eine Thräne weint.

Mein Sohn, mein Sohn, o strahlte Dir
Doch einst ein mildrer Stern,
Der Deinem Thron die Freude bringt,
Die meinem war so fern.
Gott wahr' vor meinem Feinde Dich,
Wenn er sein Herz nicht lenkt,
Doch jedem meiner Freunde sag',
Daß meiner er gedenkt.

Des Sommers Sonne taucht ach! bald
Für mich nicht mehr empor,
Des Windes Wehn im Korngefild
Erfreut nicht mehr mein Ohr,
Des Winters Stürme toben dann
Um meine stille Gruft,
Und kommt der Frühling, haucht um sie
Der Blumen frischer Duft.

Der frohe Wittwer.

Ich eh'ligte ein zänkisch Weib
In meinen jungen Tagen,
Sie quälte mich zum Zeitvertreib
Mit ihrer Zunge Plagen.
Lang lag auf mir das schwere Joch,
Viel Leiden hat's geregnet;
Gott Lob, nun hat sie endlich doch
Das Zeitliche gesegnet!

Wir lebten volle zwanzig Jahr
Im heil'gen Ehestande,
Da lösten, eh's zu hoffen war,
Sich plötzlich meine Bande.
Wohin sie kam, ich weiß es nicht,
Und wenn ich's auch erführe,
Glaubt, was ein froher Wittwer spricht,
Nicht ging' ich vor die Thüre.

Ihr Leichnam liegt im Todtenschrein
Gar schön und fest begraben!
Beim Teufel wird ihr Geist nicht sein,
Der will sie ja nicht haben,
Ist sie zum Himmel hingeflohn
Und übt sich dort im Wettern?
Ich glaub', ihr Schelten hör' ich schon
Durch jene Wolken schmettern.

Hans Gerstenkorn.

Drei Kön'ge gab's im Morgenland,
Drei Kön'ge, reich an Macht,
Die hatten dem Hans Gerstenkorn
Vernichtung zugedacht.

Sie schnitten ihm mit einem Pflug
Den zarten Leib entzwei
Und warfen eine Scholle drauf,
Da war's mit Hans vorbei.

Doch als der holde Lenz erschien,
Und Regen fiel herab,
Stieg Hans zum Staunen aller Welt
Hervor aus seinem Grab.

Und als der warme Sommer kam,
War er schon wohlgenährt,
Und daß ihm Niemand Schaden thät,
Mit Spießen rings bewehrt.

Drauf schlich der milde Herbst heran,
Und matt senkt' er sein Haupt,
Er war so blaß, so schlaff und schwach,
Des Lebens schier beraubt.

Sein Antlitz wurde bleicher stets,
Es schwand ihm aller Muth,
Da zeigten seine Feinde ihm
Des Hasses ganze Wuth.

Mit einem Eisen, lang und scharf,
Ward ihm das Bein zersägt,
Und wie ein armer Sünder er
Dann auf den Karr'n gelegt.

Man peitschte ihm den Rücken wund,
Mit Streichen, scharf und schwer,
Und stellte ihn dem Winde bloß,
Der warf ihn hin und her.

Dann füllte man ein dunkles Loch
Mit Wasser bis zum Rand,
Und taucht' hinein Hans Gerstenkorn,
Der's Schwimmen nicht verstand.

Und wieder kam er auf den Flur
Und litt da neue Noth,
Man zerrt' ihn grausam hin und her —
Und endlich war er todt!

D'rauf wurde auf dem glüh'nden Heerd
Zerkocht sein Mark und Bein,
Der Müller, was das Schlimmste war,
Zermalmt' ihn mit dem Stein.

Sie nahmen dann sein Herzensblut
Und tranken in der Rund',
Je mehr die Lippe davon trank,
Gab sich der Frohsinn kund. —

Hans Gerstenkorn, der kühne Held,
Entflammt zu edler That,
Von hohem Muthe glüht das Herz
Wenn ihm die Lippe naht.

Mit ihm vergißt der Mann der Noth,
Er treibt zu Lust und Scherz,
Der Wittwe Thräne trocknet sich,
Und leichter wird ihr Herz.

Drum lebe hoch Hans Gerstenkorn,
Nehmt Euer Glas zur Hand,
Es möge seiner Kinder Schaar
Gedeih'n durch's weite Land!

Trotz alledem.

Wer je der Armuth Scham empfand,
Die ehrenhaft trotz alledem,
Der werd' ein feiger Schuft genannt.
Wagt's arm zu sein trotz alledem,
Trotz alledem, trotz alledem,
Trotz nied'rem Stand und alledem,
Der Rang ist nur das Münzgepräg',
Der Mann das Gold trotz alledem.

Sitzt Ihr beim kargen Mittagsmahl
Im Zwillichrock bei alledem,
Gönn't Junkern Seid' und Goldpocal,
Ein Mann bleibt Mann trotz alledem
Trotz alledem, trotz alledem,
Ihr Glanz ist hohl bei alledem.
Ein biedrer Mann, was er auch sei,
Ist König doch trotz alledem.

Dort jener Bursche nennt sich Lord,
Wie spreizt er sich mit alledem,
Gehorsam folgt man seinem Wort,
Doch ist's ein Tropf, trotz alledem.
Trotz alledem, trotz alledem
Der Mann mit unabhäng'gem Sinn
Sieht's an und lacht bei alledem.

Der Fürst, der Ritter schaffen kann,
Marquis und Graf mit alledem,
Schafft doch noch keinen braven Mann
Mit alledem, mit alledem.
Wie hoch sie stehn mit alledem,
Des Geistes Mark, der Tugend Stolz
Steht höher doch trotz alledem.

Drum laßt uns flehn: o mög's geschehn,
Was kommen wird trotz alledem,
Daß Geisteswerth auf dieser Erd'
Den Vorrang hat trotz alledem,
Trotz alledem, trotz alledem.
Es kommt noch einst trotz alledem,
Daß Mann dem Mann die Welt entlang
Ein Bruder wird trotz alledem.

Es war in lauer Sommernacht.

Es war in lauer Sommernacht,
Wo schon die Aehre reifte,
Da sah der Mond in stiller Pracht
Wie ich zu Aennchen schweifte.
Wie schwand die Zeit vom Abend spat,
Bis hin zum Morgenscheine,
Sie kam mit mir, weil ich sie bat,
In's Gerstenfeld alleine.

Der Wind war still, der Himmel blau,
Der Mond in hellstem Scheine,
Sie saß mit mir bei nächt'gem Thau
Im Gerstenfeld alleine.
Ich schlang den Arm um meinen Schatz,
Es schlug ihr Herz an's meine,
Wie war sie selig an dem Platz
Im Gerstenfeld alleine.

Ich wußte, daß wie ich ihr treu,
Sie ganz auch war die meine,
Ich küßt' und küßte sie aufs Neu'
Im Gerstenfeld alleine.
Bei aller Sterne gold'ner Pracht
Und bei des Mondes Scheine
Wird sie auch segnen diese Nacht
Im Gerstenfeld alleine.

Anna.

Jüngst saß ich bei der Flasche Wein
Am Platz, wo mir kein Mann nah,
Es wogte an dem Busen mein
Das goldne Haar der Anna.
Das Judenvolk im Wüstensand
Erquickte nicht sein Manna,
Wie mich ein Druck der weißen Hand
Ein Kuß von meiner Anna.

Monarchen, nehmt die weite Welt
Vom Indus zur Savannah,
Wenn nur mein Arm umschlungen hält
Den schlanken Wuchs der Anna.

Verachten kann ich Größ' und Pracht
Und Kais'rin und Sultana,
Wenn Liebe mich nur glücklich macht
Im weichen Arm der Anna.

Entweich', o Gott, im Tagesglanz,
Erbleich' auch Du, Diana,
Erlisch, Du hoher Sternenkranz,
Dieweil ich geh' zu Anna.
Komm, Nacht, in dunklem Florgewand
Und sorge, daß kein Mann nah',
Gebt Engelsfedern meiner Hand,
Ich schreib' mein Glück mit Anna.

Postscriptum.

Mag Kirch' und Staat d'rin Unrecht sehn,
Und bringt mich's auch dem Bann nah',
Mag Kirch' und Staat zum Teufel gehn,
Ich geh' zu meiner Anna.
Sie ist des Herzens Sonnentag,
Ich bin ihr, wo ich kann, nah',
Und was ich mir auch wünschen mag,
Mein höchster Wunsch ist Anna.

Betrog'ner Schäfer.

Betrog'ner Schäfer, Wonnen,
Die Weiber Dir versprechen,
Sind Träume, schnell zerronnen,
Sind Scherben, die zerbrechen.

Stets wechselnd wie die Welle,
Womit die Winde scherzen,
Wie Nacht- und Tageshelle,
So sind die Weiberherzen.

Mußt Du vor Schaam nicht brennen,
Um Aeugelein zu schmachten?
Willst Du ein Mann Dich nennen,
Mußt solches Du verachten.

Such' einen Zechgesellen,
Laß guten Claret holen,
Trink bis die Augen schwellen,
Zu Bett, — und Gott befohlen!

Lord Gregory.

So wild, so wild heult Wind und Sturm
Bei nächt'ger Stunden Lauf,
Ich nahe wandernd Deinem Thurm,
Lord Gregory mach auf!

Verbannt von Deines Vaters Flur, —
Ich liebte Dich zu sehr —
Fleh' ich jetzt um Dein Mitleid nur,
Denn Liebe ist's nicht mehr.

Lord Gregory, denk' an den Platz,
Dort an des Irwin Rand,
Wo Du mir nahmst der Jungfrau Schatz
Nach langem Widerstand.

Wie schwurest Du mir stets auf's Neu,
Getreu zu sein der Braut,
Mein zärtlich Herze, selbst so treu,
Hat stets auf Dich gebaut.

Dein Herz ist hart wie Kieselstein,
Und auch so kalt dazu.
Ihr Blitze, fahrt auf mich herein,
Und bringet mich zur Ruh.

Triff mich, o Donner, Schlag auf Schlag,
Ich sterbe gern für ihn;
Der falsche Mann, was er verbrach,
Wird es ihm nur verziehn.

Macphersons Lebewohl.

„Leb wohl mit Deiner Dunkelheit,
Du Kerker, meine Qual,
Bald flieht Macphersons Lebenszeit
Hier unter'm Galgenpfahl."

So voller Muth, so voller Trutz,
So voller Lust zumal
Spielt' er die Geig' und tanzt' und sprang
Dort unter'm Galgenpfahl.

„Was ist der Tod? Flucht aus der Noth,
Sah ich auf blut'gem Rain
Sein Angesicht, so bebt' ich nicht,
Und hier auch spott' ich sein.

Löst dieses Band von meiner Hand
Und holt ein Schwert mir, geht!
In Schottland dann giebt's keinen Mann,
Dem es nicht Rede steht.

Mein Leben war des Kampfs nie bar,
Jetzt fall' ich durch Verrath!
Es thut mir weh, bevor ich geh'
Zu rächen nicht die That.

Vom Licht erhellt, leb' wohl, o Welt,
Und was auf Erden lebt.
Den feigen Wicht, o nennt ihn nicht,
Der vor dem Tode bebt!"

So voller Muth, so voller Trutz,
So voller Lust zumal,
Spielt' er die Geig' und tanzt' und sprang
Dort unterm Galgenpfahl!

Thomas Gray.

Multum et verae gloriae quamvis uno libro meruit.

Der Dichter der Dorfkirchhofselegie nimmt in der Geschichte der englischen Literatur eine viel bedeutendere Stelle ein, als man nach der geringen Zahl seiner poetischen Schöpfungen erwarten sollte. Der Band seiner Gedichte ist äußerst schmal, aber er wiegt schwer. Auch sein Leben war ein höchst einfaches, sturm- und ereignißloses, dennoch bietet es uns ein gewisses Interesse; es entfaltet sich in ihm ein Charakter von seltener Reinheit, eine Hingabe an die Wissenschaft und Poesie, die ihre Befriedigung in sich selber findet und nicht einmal den Stachel literarischen Ehrgeizes, geschweige denn des Eigennutzes bedarf; dagegen fehlt ihm sowohl, wie auch der Zeit, in die er fällt, auch Alles, aus dem ein großer, Welt und Menschen wiederspiegelnder und sie beherrschender Dichter hätte hervorgehen können. Es ist ein einsames, auf sich selbst beschränktes Gelehrten- und Poetenleben, für das sich fast nur in Deutschland Parallelen finden lassen.

Thomas Gray gehört in seiner literarhistorischen Stellung zu den Dichtern des Ueberganges, die, ohne mit der Pope'schen, antikisirenden und französirenden, nach äußerer Eleganz und Formvollendung strebenden Weise zu brechen, doch schon einen volleren und tieferen Ton der Empfindung anschlagen und die seit den Zeiten der Königin

Anna noch herrschende Verstandes- und Convenienzpoesie durch gefühlvollere und phantasiereichere Behandlung mehr der Natur und dem nationalen Leben entnommener Stoffe befruchten und beleben; er weist mit Cowper schon auf Burns und die von diesem hervorgerufene neue Richtung der lyrischen Poesie hin und hat, wäre es auch nur durch seine Dorfkirchhofselegie, zugleich mit Young und Thomson auf unsere deutschen ihm in Geist und Stimmung verwandten Dichter des späteren achtzehnten Jahrhunderts einen unverkennbaren Einfluß ausgeübt.

Thomas Gray war, geboren in London 1716, aus einer wohlhavenden bürgerlichen Familie, der Sohn eines Geldwechslers, der, von indolentem Charakter, in seinem Geschäft eher zurück als vorwärts kam und nach einigen Jahren starb.

Seine classischen Studien machte er im berühmten Eton, dem er später eine seiner schönsten Elegien „Bei einem entfernten Blick auf Eton-College“ gewidmet hat, die, äußerst frisch und natürlich gehalten, reizende Kindheitserinnerungen uns vorführt, das Schicksal der Schulkameraden in einzelnen Zügen verfolgt und die anschaulichen Bilder mit gewichtigen Reflexionen durchwebt, welche in dem Schlußvers gipfeln:

Where ignorance is bliss,	Wo Unwissenheit ein Segen,
T'is folly to be wise.	ist's thöricht, weise zu sein.

Sie ist in ihrem prägnanten Styl den in Stoff und Gedankengang ähnlichen Mathison'schen „Kinderjahren“ sehr überlegen.

Unter den Jugendfreundschaften, die er daselbst schloß, ist die mit dem bekannten Horace Walpole hervorzuheben, vor Allem aber die mit Richard West, dem gleichgesinnten Musenjünger, Schönheitsschwärmer und Alterthumsfreund, an den seine meisten und intimsten Briefe gerichtet sind. Es ist zwischen beiden fast ein antiker Freundschaftscultus, der die Liebe ersetzen muß, von der, bei einem so gefühlvollen Dichter auffallend genug, in Grays Gedichten und Briefen kaum die Rede ist. Den frühen Tod des an der

Schwindsucht dahin Gestorbenen hat Gray in folgendem Sonett mit Petrarchischer Weichheit besungen:

Mir lächeln jetzt umsonst die Morgenstunden,
Umsonst taucht Phöbus' goldne Gluth empor,
Begrüßt vom liebesel'gen Vögelchor,
Umsonst hält neuer Reiz die Flur umwunden,

Mir hält den Blick ein andres Ziel gebunden,
Und ach! ganz andern Tönen lauscht mein Ohr,
Einsam klag' ich um das, was ich verlor,
Um Freuden, die gleich einem Hauch entschwunden.

Der Morgen will die rüst'ge Menschheit laben,
Und bringt der Welt das neugeborne Glück,
Die Felder bieten Jedem ihre Gaben,

Die Vögel zwitschern sorgsam um die Kleinen,
Ich rufe den, der mich nicht hört, zurück,
Und weine mehr noch, weil umsonst mein Weinen.

Von Eton ging Gray nach Cambridge und später nach London, um die Rechte zu studiren, scheint aber, wie aus seinen Briefen hervorgeht, die sich fast ausschließlich mit philologischen Interessen befassen, vor Allem dem Studium des classischen Alterthums mit einer Energie und Beharrlichkeit obgelegen zu haben, die an die Zeiten unserer Humanisten erinnern. Die Briefe an West sind voll von antiken Anspielungen, Citaten und selbständigen Versuchen in lateinischer Poesie.

Der Vorschlag seines reichen und vornehmen Freundes Walpole, mit ihm eine Bildungsreise durch Frankreich und Italien zu machen, kam ihm sehr gelegen. Die von den verschiedenen Oertern und interessanten Gegenden aus geschriebenen und später gesammelten und von Mason herausgegebenen Briefe sind äußerst lebendig und natürlich und für die damalige Zeit ein Muster eleganten Styls. Er schwärmt in ihnen in classischen Erinnerungen und giebt anschauliche Beschreibungen des Lebens und literarischen Treibens in der französischen Hauptstadt, schildert die Schönheit der Alpen, der Lombardei, Roms, Neapels, und giebt eine für die Zeit sehr wichtige Notiz über das damals entdeckte Herculanum. Seine Vertrautheit mit dem Alterthume geht so weit, daß er einmal Scherzes

halber ganz im Charakter und Styl eines alten Römers schreibt und fortwährend von ihm verfaßte lateinische Gedichte über das Gesehene einreiht.

Wieder nach England zurückgekehrt, lebte er eine Zeit lang bei seiner Mutter in der Nähe von Windsor an einem kleinen Orte Stoke, dessen dörflicher Kirchhof der Schauplatz seiner berühmten Elegie ist und wo er mehrere seiner andern englischen Gedichte verfaßte. Dann begab er sich wieder nach Cambridge, das er, einige Ausflüge ins schottische Hochland und einen längern Aufenthalt in London abgerechnet, nie wieder verlassen hat, denn es bot mit seinen wissenschaftlichen Schätzen seinem Studireifer ein volles Genüge. Obgleich er im Jahre 1742 zum Bachelor in the civil law ernannt wurde, scheint er sich doch wenig mit der Jurisprudenz befaßt zu haben und blieb dem akademischen Leben fern, dessen damalige Dumpfheit und Geistlosigkeit das Fragment seines ironischen „Hymnus auf die Unwissenheit" in sarkastischer Weise verspottet.

Vor Allem wendete er sich jetzt den griechischen Autoren zu und hat sie in sechs Jahren fast alle durchstudirt und sich zu eigen gemacht. Der Ruf seiner Gedichte, besonders der „Dorfkirchhofselegie"*) führte ihn in die vornehmsten Cirkel, für die er vermöge seiner würdevollen und eleganten Persönlichkeit zwar paßte, die ihn aber bei seinem Hange zum einsamen Bücher- und Stubenleben nicht fesselten; seine Scheu vor der äußeren Ehre und Oeffentlichkeit war so groß, daß er es ablehnte, vor die Sammlung seiner Gedichte sein Portrait setzen zu lassen und die ihm zugedachte Ehre eines poëta laureatus verschmähte.

Im Jahre 1768 wurde ihm eine Professur der neueren Sprachen, deren Literatur er genau kannte, und der Geschichte in Cambridge angeboten. Er nahm sie, da seine immer spärlicher werdenden Vermögensverhältnisse — er hatte bis dahin nie an's Geldverdienen gedacht — ihn darauf

*) Siehe den Anhang.

hinwiesen, an, konnte sie aber nicht mehr antreten, er starb im Jahre 1771 an den Folgen eines Gichtübels, das zugleich mit dem quälenden Gedanken, ein übernommenes und schon honorirtes Amt nicht versehen zu können, seine letzten Jahre verbitterte. In der späteren Zeit seines Lebens hatte er sich außer mit der Geschichte der Baukunst und Wappenkunde auch sehr eingehend mit Naturgeschichte beschäftigt und zum Beispiel den ganzen Linné mit Randnoten versehen, kurz außer der Mathematik, für die er kein Organ hatte, scheint ihm keine Wissenschaft fremd geblieben zu sein.

Die Grabschrift, die er sich selber gesetzt, ist für seinen Charakter bezeichnend, man erkennt in ihr vor Allem den Dichter des Dorfkirchhofs wieder:

Zu arm und zu stolz, nach Aemtern zu ringen,
Verstand er die Kunst nicht, sich vorwärts zu bringen,
Er liebte und haßte, erfuhr manchen Spott,
Er war nicht sehr witzig, doch glaubt' er an Gott.

Zur Vervollständigung obiger Lebensskizze theile ich eine Charakteristik des Dichters mit, dessen äußere Persönlichkeit etwas Zartes und fast Weibliches hatte, was sein Portrait und der Umstand, daß man ihn auf der Schule schon Miß Gray nannte, bestätigt; sie ist einer gleich nach seinem Tode von kundiger Feder über ihn geschriebenen Notiz entlehnt. Gray war vielleicht einer der gelehrtesten Männer in Europa. Er war sowohl in den eleganten, als auch in den strengen Wissenschaften bewandert, nicht oberflächlich, sondern gründlich. Er kannte jeden Zweig der Geschichte, hatte alle Geschichtsschreiber Englands, Frankreichs und Italiens gelesen und war ein großer Kenner des Alterthums. Kritik, Metaphysik, Moral und Politik machten einen Theil seiner Studien aus, und Reisebeschreibungen aller Art waren eine Hauptquelle der Unterhaltung für ihn; er hatte einen feinen Geschmack für Gemälde und Kupferstiche, für Bau- und Gartenkunst. Bei solchem Schatz von Kenntnissen waren seine Gespräche eben so belehrend wie unterhaltend, aber er war auch ein guter

Mann, ein Mann voll Tugend und Humanität. Es giebt keinen Charakter ohne einige Flecken, und ich meine, der größte Fehler des seinigen war eine gewisse Zartheit und ein augenscheinlicher Stolz, verbunden mit einer gewissen Verachtung derer, die ihm im Wissen nicht gleich kamen. Er hatte auch bis zu einem gewissen Grade dieselbe Schwäche, die dem Voltaire am Congreve so widerwärtig war: wenn er andere, besonders nach den Fortschritten, die sie in den Wissenschaften gemacht hatten, schätzte, so konnte er es doch selber nicht ertragen, daß man ihn für einen bloßen Gelehrten ansäh und gab sich gern das Ansehen, obgleich er ohne Geburt, Vermögen und Stellung war, als sei er ein unabhängiger Privatmann, ein Gentleman, der sich bloß zu seinem Vergnügen mit den Wissenschaften beschäftigte. Vielleicht darf man die Frage aufwerfen: Was bedeutet so viel Wissenschaft, wenn sie so wenig zu Tage fördert? Ist es so vieler Mühe werth, kein anderes Denkmal, als nur einige Gedichte zu hinterlassen? Darauf antworte ich, daß Herr Gray für Andere wenigstens in unschädlicher, für sich selbst aber in wohlthätiger Weise beschäftigt war. Seine Zeit verfloß angenehm, jeder Tag brachte ihm eine neue wissenschaftliche Errungenschaft, sein Geist wurde dadurch erweitert, seine Tugend gekräftigt, sein Herz besänftigt. Welt und Menschen zeigten sich ihm ohne Maske, und er lernte alle Dinge als nichtig und der Aufmerksamkeit eines Weisen für unwürdig ansehen, mit Ausnahme der wissenschaftlichen Erkenntniß und der Tugendübung an dem Platze, auf den Gott uns gestellt hat."

Dem hier geschilderten Lebenslauf und der Individualität Grays entsprechen seine Gedichte, wo sie nicht bloße Studien und Kunstübungen sind, durchaus, sie sind gefühlvoll, aber ohne Leidenschaft und eine dem wirklichen Leben entsprungene Schlagkraft; die Zeit, in der er lebte, die der beiden George, war freilich kaum dazu geeignet, einen lyrischen Dichter zu begeistern und mit erhebenden Stoffen zu versehen; sie haben Nichts von der Naturwüchsigkeit, der sprudelnden Fülle, dem volksthümlichen Geist

und Ton, durch den Burns, der nach ihm kommt, so gewaltig wirkte, sie sind durchaus Kunst- und überwiegend Reflexionspoesie und stimmen insofern zu dem, was die große Zahl der zeitgenössischen Oden-, Elegien- und Lehrdichter producirte, aber es ist mehr Stimmung, ein tieferes Naturgefühl und ein höherer Gedankenschwung in ihnen, und das ist es, wodurch sie auf die sich vorbereitende poetische Revolution hinweisen, vor Allem thut dies seine Kirchhofselegie, von der ich unten meine Uebersetzung mittheile; ihr Einfluß läßt sich nicht allein in England bis zur Seeschule hin, sondern auch in Deutschland verfolgen, wo sie bald nach ihrem Erscheinen mehrmals in Prosa und 1771 von Gotter im freilich nicht angemessenen Alexandriner übersetzt wurde. Aus den Elegien Höltys, dessen Lyrik mit der Grays überhaupt verwandt ist, Mathissons und Tiedges klingt ein ähnlicher Ton, und wir meinen einen Nachklang dieser melancholisch weichen Reflexionspoesie noch bei andern Dichtern der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, bei einem J. G. Jakobi, F. L. Stolberg, Conz, Salis &c. zu vernehmen. Abgesehen von ihrer literarischen Bedeutung, durch die wir zugleich auf Petrarca zurückgeführt werden, ist sie aber an sich so schön, daß man sie mit Recht als ein vollendetes Muster der Gattung hingestellt hat. Gray entrollt vor uns eine Abendlandschaft und stimmt uns zum Voraus durch das sanft und wehmüthig gehaltene Colorit der einzelnen Bilder und die feierlich weiche Musik des Verses zur Schwermuth und sinnenden Betrachtung; doch ist dabei Nichts gestaltlos und verschwommen, Alles ist bestimmt, klar und anschaulich in kurzen, aber sehr bezeichnenden Zügen dargestellt, die hinreichen, um unsre Phantasie in Thätigkeit zu setzen und sie zur Ausmalung des Angedeuteten zu reizen. Auf diesem kräftigen Realismus, in dem das Plastische und Musikalische sich vereinigen, wie auch auf dem reichen Gedankeninhalt, auf der Erhebung zu socialen Fragen, die ihn in rührender und ergreifender Weise das Loos der Niedriggeborenen dem der vom Schicksal Begünstigten gegenüber

stellen läßt, beruht der Werth dieses Gedichtes und die noch heute andauernde Popularität desselben, es findet sich in jeder Anthologie, wird in den Schulen auswendig gelernt, im Salon zur Declamation benutzt, wurde oft mit Zeichnungen illustrirt und ist nicht allein in die meisten lebenden Sprachen, sondern auch ins Lateinische und Griechische übersetzt worden, ersteres von Dr. Anstey, Murphy und Lloyd und letzteres von Cooke.

Für Grays Subjectivität ist besonders der Schluß bezeichnend. Der Gedanke, daß der Mensch noch im Sterben um Liebe fleht und nach dem Tode im theilnehmenden Gedächtniß der Menschen zu leben wünscht, den die rohbereimten Grabsteine hervorrufen, erweckt auch im Dichter die Hoffnung, es werde dereinst ein gleichgestimmter Wanderer beim Anblick seines Hügels nach seinem Schicksal fragen, er giebt uns dann in wenigen, aber bedeutungsvollen Worten sein Bild und läßt uns in halbverschleierter Weise in eines jener stillen, träumerischen, einsamen Gemüther blicken, die thatenlos und unverstanden dem Grabe zuwanken, die mit jener krankhaften, frühentsagenden Todessehnsucht behaftet sind, welche in gewissen quietistischen und sentimentalen Richtungen der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht allein in England, sondern auch anderswo sich zeigt. Ebert, v. Kreuz, Klopstock, Chr. E. v. Kleist, Hölty, ja selbst die Franzosen Chénier, Gilbert und Millevoie haben jene melancholisch-sentimentale Todessehnsucht, die sich auch in der sogenannten Wertherperiode kundgiebt, während die Sturm- und Drangperiode schon einen wilderen, energischeren Ton anschlägt und der spätere Byron dem Weltschmerz einen weniger harmlosen Ausdruck verleiht.

Gray, der überhaupt, wie die vielen Emendationen und Varianten, welche die Mason'sche Ausgabe pedantisch genug mittheilt, beweisen, zu viel feilte, hatte früher einen andern Schluß für die Elegie gedichtet, aus dem ich nur die beiden letzten stimmungsvollen Strophen mittheile:

O horch, wie rings ein heilges Schweigen
Den Sturm der Leidenschaft zur Ruhe bringt,

Und wie aus leisen Tönen, die der Tief' entsteigen,
Ein milder Ernst des ew'gen Friedens winkt.

Hör' auf, mit Dir und der Vernunft zu streiten,
Sei frei von Sorg' und ew'ger Wünsche Qual,
Und wandle still, wie Dich die Pfade leiten,
Durch Deines Lebens schattig kühles Thal.

Der sonst gegen Gray so strenge Johnson sagt von dieser Elegie: Der Kirchhof ist voll von Bildern und von Empfindungen, die in jedem Gemüthe einen Wiederhall finden; hätte Gray oft dergleichen geschrieben, so wäre es vergeblich, ihn zu tadeln, und unnütz, ihn zu loben. Ein unbefangenes Urtheil wird dem beistimmen, nur scheint mir die Behandlung des einfachen Stoffes und der von ihm hervorgerufenen Empfindungen eine zu sorgfältig geschmückte zu sein, sie entspricht zu wenig der artles tale, von der der Dichter mit mehr bewußter Kunst, als Naivetät selber redet.

Diese Bemerkung gilt zugleich für die meisten andern Gedichte, unter denen die dem Zeitgeschmacke entsprechenden pindarisirenden Oden „Ueber den Fortschritt der Poesie" und die „Musik", die äußerst schwungvolle und gedankengedrängte Stellen enthalten, noch am Besten so viel Kunst und Gelehrsamkeit ertragen, obgleich sie ohne Commentar kaum zu verstehen sind und mehr bewundert als gelesen und genossen werden. Die die Sammlung eröffnende Ode „an den Frühling" zeichnet sich dagegen durch Einfachheit des Gedankenganges und eine Frische des Colorits aus, die dem oft besungenen Thema einen neuen Reiz verleiht. Die Ode „To adversity" macht das Abstracte des Stoffs und der Behandlung durch eine Fülle concret gehaltener Bilder wieder gut und führt in ihrer äußerst concisen Haltung den Gedanken, daß Trübsal die Mutter der Barmherzigkeit, Weisheit und Selbsterkenntniß ist, siegreich durch.

Besonders wichtig für die sich anbahnende neue Entwickelung der Poesie ist aber auch, daß Gray hierin mit Macphersons Percys und Chattertons Bestrebungen übereinstimmend, sich den alt-britischen oder walisischen und den nordischen Sagen und Mythen zuwandte und Einiges von

ihnen mit vielem Tact und ohne Künstelei im modernen Englisch nachbildete.

Vor Allem ist hier aber das zweitberühmte seiner Gedichte „Der Barde" zu erwähnen, dem er die unpassende Bezeichnung: „eine Pindarische Ode" gegeben hat. Es ist eben so großartig wie eigenthümlich und beruht auf der in Wales herrschenden Tradition, daß Eduard I., als er die Eroberung jenes Landes vollendete, alle Barden, die in seine Hände fielen, hinzurichten befohlen hatte. Von der Höhe eines Felsens schleudert ein grauer Sänger auf den unten im Thal dahinziehenden Fürsten für ihn und sein Geschlecht furchtbare Verwünschungen hinab und stürzt sich, nachdem er den Morgen der wiedererwachenden Poesie, die kein Barbar zu ersticken vermag, in seherhafter Weise begrüßt hat, in die schäumenden Fluthen des Bergstroms. Seine letzten Worte sind diese:

Glaubst Du, die blut'ge Wolke dort,
Erzeugt durch Deines Odems Hauch,
Erlösche dieses Tags Gestirn?
Schon morgen kehrt die goldne Fluth
Zurück, die Völker rings umher
Erwärmend mit erneutem Strahl.
Genug für mich, ich seh' voll Freude,
Wie unser Loos verschieden ist:
Dein harrt Verzweiflung und gekrönte Sorge,
Mein Loos ist Sieg und Tod.

Wie Gray hier zeigt, daß bei seiner überwiegend sentimentalen Richtung seiner Poesie auch Männlichkeit und Energie zu Gebote steht, so fehlte ihm auch nicht die Fähigkeit, heiter-scherzende Töne in schalkshafter Weise anzuschlagen, er thut es in einigen der Gelegenheit entsprungenen Gedichten, z. B. in seiner „Long story". Unter den vielen Ansätzen und Fragmenten ist sein Anfang eines Lehrgedichtes: „Essay on the Alliance of Education and Government", in dem er nachweisen wollte, daß beide übereinstimmen müßten, um große und gute Männer hervorzubringen, bemerkenswerth. Von der großen Zahl seiner äußerst elegant geschriebenen lateinischen Gedichte, sei nur das erste Buch eines Lehrgedichtes „De principiis cogi-

tandi“ erwähnt, in denen er das Locke'sche System in ähnlicher Weise behandeln wollte, wie Lucra das Epicureische.

Fehlt dem Bilde Gray's, wie es sich uns in seinem Leben und Dichten darstellt, das spannende Interesse, das die meisten anderen der in diesen Skizzen entworfenen Dichtercharaktere beanspruchen, so hat doch der Hinblick auf ein so ausschließlich und entsagungsvoll dem Cultus der Kunst und Wissenschaft gewidmetes Leben etwas Rührendes, und wir müssen ein so ernstes, gewissenhaftes Streben bewundernd anerkennen, wenn wir auch bedauern, daß er in quietistischer Abgeschlossenheit verkümmerte und, von keinem kräftigen Hauch der Zeit und der praktischen Lebensinteressen berührt, nur wenig von dem, wozu er berufen war, zu Tage gefördert hat.

Gray erinnert in vielen Punkten an unseren Platen, er hat denselben allumfassenden Wissens- und Kunsteifer, aber sein Charakter ist durch keine Selbstüberhebung verdunkelt, der Friede seiner Seele durch keine literarische Reizbarkeit verbittert worden.

Elegie,

gedichtet auf einem Dorfkirchhofe.

Die Abendglocke ruft den Tag zu Grabe,
Die Heerden schleichen blöckend über's Feld,
Der Pflüger kehret heim am müden Stabe
Und läßt der Dunkelheit und mir die Welt.

Die Landschaft hüllet sich in Dämm'rungsschatten,
Die Luft ist ringsum feierlich verstummt,
Nur daß ein Glöcklein tönt auf fernen Matten
Und trägen Fluges hier ein Käfer summt.

Nur daß im Thurm, von Epheu dicht umschlungen,
Die Eule träum'risch brütend klagt zum Mond,
Ein Frevler, der in ihr Versteck gedrungen,
Hab' ihren alten Wohnsitz nicht verschont.

Dort unter Ulmen, unter'm Eibenbaume,
Wo dürrer Rasen sich zu Hügeln hebt,
Ruh'n für die Ewigkeit im engen Raume
Die rauhen Väter, die im Dorf gelebt.

Der Morgenhauch, der Blüthendüfte Schwellen,
Der Schwalbe Lied vom rohrumflocht'nen Dach,
Des Hahns Trompetenton, der Hörner Gellen
Ruft sie nicht mehr vom niedern Lager wach.

Längst ist für sie des Heerdes Gluth verglommen,
Kein fleißig Weib sorgt Abends mehr für sie,
Und keine Kinder lauschen ihrem Kommen
Und klettern kußverlangend auf ihr Knie.

Oft sank der Herbst vor ihrer Sicheln Schneide,
Oft macht' ihr Pflug die harte Scholle weich,
Wie trieben froh sie ihr Gespann zur Weide,
Wie bog der Wald sich vor der Aexte Streich!

Es möge Ehrgeiz spöttisch nicht verachten
Ihr niedres Loos, der Freuden engen Kreis,
Und höhnisch möge Hoheit nicht betrachten
Der Armen ruhmlos stilles Lebensgleis.

Der Wappen Prunk, mit Größ' und Macht im Bunde,
Und was die Schönheit, was der Reichthum gab,
Dem droht, der Nichts entflieht, die letzte Stunde;
Des Ruhmes Pfade führen in das Grab.

Ihr Stolzen sollt sie deshalb nicht verhöhnen,
Weil ihre Gräber schmückt kein Marmorbild,
Und weil kein Lobgesang in mächt'gen Tönen
Für sie empor zur Kirchenwölbung schwillt.

Daß Urnen sich und Statuen erheben,
Ruft's den entschwund'nen Hauch aufs Neu' hervor?
Des Ruhmes Stimme, kann sie Staub beleben,
Rührt Schmeichelei des Todes kaltes Ohr?

Es ruht vielleicht im Winkel dort versenket
Ein Herz, das himmlischer Begeistrung schlug,
Die Hand, die klug und fest den Staat gelenket,
War's ihr vergönnt, daß sie ein Scepter trug.

Doch ihnen hat die Blätter nie entfaltet
Des Wissens Buch, reich durch den Raub der Zeit,
Im frost'gen Hauch der Armuth früh erkaltet
Erlag ihr Genius der Alltäglichkeit.

Wie manchen Edelstein vom reinsten Strahle
Birgt tief im Schlund das unerforschte Meer,
Wie manche Blum', erblüht im fernen Thale,
Haucht unbemerkt den Balsam um sich her.

Dort ruht vielleicht ein Hampden kühnes Muthes,
Der seinem Dorftyrannen widerstand,
Ein Cromwell, schuldlos am Verguß des Blutes,
Ein hoher Milton, stumm und unbekannt.

Die Curie hätt' ihr mächtig Wort geleitet,
Von Mühe nicht geschreckt und keinem Drohn,
Sie hätten ringsum Segen ausgebreitet,
Im Aug' des Volkes lesend ihren Lohn.

Ihr Loos verbot's; ihr Geist ward nicht gewecket,
Mit Tugend wuchs auch Laster nicht empor,
Der Weg zum Thron ward nicht mit Blut beflecket,
Und dem Erbarmen schloß sich nie ihr Ohr.

Betäubt ward nie des Herzens inn'rer Richter,
Der Schaam Erröthen nie zurück gedrängt,
Sie lauschten nie dem Lied der feilen Dichter,
Das Macht und Glanz mit eit'lem Lob beschenkt.

Fern von dem Treiben der bethörten Menge
Verlockt' ein eit'ler Wunsch nie ihren Sinn,
Im Lebensthale, schattig, kühl und enge,
Zog sich ihr eb'ner Pfad geräuschlos hin.

Und dennoch schützt vor Unbill die Gebeine
Ein morsches Denkmal, das am Hügel steht,
Mit rohem Reim im unbehau'nen Steine,
Das von dem Wand'rer eine Thrän' erfleht.

Ein frommer Spruch, der Menschen sterben lehret,
Die Inschrift, welche Nam' und Alter nennt,
In rauhen Zügen, die die Zeit versehret,
Ersetzen hier des Ruhmes Monument.

Denn welcher Mensch, ein Sohn der flücht'gen Stunde,
Giebt hin des Daseins ängstlich süßes Glück,
Und lenkt nicht sehnsuchtsvoll am Grabesschlunde
Das Aug' in's warme Leben noch zurück!

Im Scheiden sehnt das Herz sich noch nach Liebe,
Um Thränen fleht das Auge, wenn es bricht,
Vom Grabe ruft Natur mit mächt'gem Triebe;
Selbst in der Asche stirbt die Gluth noch nicht.

Vielleicht, daß einst ein Wand'rer dein gedenket,
Der schmucklos hier der Dörfner Loos beklagt,
Vielleicht, daß in Betrachtung still versenket,
Einst ein verwandter Geist nach dir noch fragt.

Dann wird ein grauer Hirt die Kunde bringen:
Oft sah'n wir ihn beim ersten Morgengraun
Mit hast'gem Schritt durch thau'ge Gräser dringen,
Um von der Höh' die Sonne zu erschaun.

Am Fuß der krummen Buch' im Laub verstecket,
Wo ihn phantastisch ihr Gezweig umschloß,
Lag Mittags er im Grase hingestrecket,
Zum Bach hinblickend, der vorüberfloß.

Mit bitt'rem Lächeln, murmelnd hin und wieder,
Durchschwärmt' er bleich und ernst die Flur, den Hain,
Als drückt' ihn ein geheimer Kummer nieder,
Als quält' ihn hoffnungsloser Liebe Pein.

Einst aber fehlt' er in den Morgenstunden
An dem gewohnten Platz, am Lieblingsbaum;
Ein zweiter Morgen kam, er war verschwunden,
Ich forscht' umsonst im Wald, am Bachessaum.

Da kam zum Friedhof hier am dritten Morgen
Ein stiller Zug, vom Trauerflor umweht;
Dort liegt sein Grab im Dornenstrauch verborgen,
Geh', lies, was an dem Stein geschrieben steht:

Die Grabschrift.

Ein Jüngling ruhet hier im kühlen Grabe,
Dem Glücke nicht bekannt und fremd dem Ruhm;
Der Musen Gunst war seine einz'ge Habe,
Und Schwermuth war sein einzig Eigenthum.

Sein Herz war offen, redlich, voll Erbarmen,
Vom Himmel ward ihm Lohn dafür bescheert,
Sein einzig Gut, die Thräne, weiht' er Armen,
Sein einz'ger Wunsch, ein Freund, ward ihm gewährt.

Doch wag' in das Geheimniß nicht zu schauen,
Das seine Tugenden und Fehler mißt,
Sie ruhen hier mit zitterndem Vertrauen
An dessen Brust, der Gott und Vater ist.

Luis Ponce de Leon.

Der Augustinermönch Luis de Leon, dem Spanien einen Platz unter seinen größten Lyrikern zuerkennt, ist eine so reine, so erhebende Erscheinung, daß es wahrhaft wohlthuend ist, sich mit ihm zu beschäftigen. Selbst wir, die wir auf einem ganz andern Standpunkte stehen, denen die streng katholische Weltanschauung des Mannes, denen die Zeit und das Land, wo er auftrat, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten so fern liegt, können uns ungestört an diesem ächt evangelischen Charakter, an diesem religiösen Dichter, der in der heiligen Poesie eine ganz besondere Stelle einnimmt, erfreuen.

Zuvörderst möge ein Blick auf die Periode der spanischen Literatur, deren letzter Repräsentant er ist, und aus der sich die Eigenthümlichkeit seiner Person erklärt, geworfen werden.

Es ist das Zeitalter Carls V. und Philipps II., welches die Spanier das goldene Zeitalter ihrer Poesie nennen, das wir aber nur das elegant correcte nennen würden. Das, was uns den größten Reiz bietet, das specifisch Spanische, wie es vor Allem in der Romanzen-Poesie und im Drama mit allen seinen nationalen Eigenthümlichkeiten sich kundgiebt, tritt darin zurück. Es ist eine unter fremdem, unter italienischem Einfluß stehende Kunstpoesie.

Die spanischen Reiche sind unter Carl V. zum Gesammtstaat vereinigt, Castilien ist das Centrum des Landes, Madrid die Hauptstadt desselben geworden, der castilische Dialect wird der herrschende und gestaltet sich zur Geschäfts- und Büchersprache, die politische Verbindung mit Neapel und dem sonstigen Italien ruft ein Herüberströmen des fremden Geistes hervor und macht die italienische Poesie populär. Durch die Einführung der poetischen Formen Italiens, der Canzone, des Sonetts, der Octave 2c. wird zwar die Sprache geschult und bereichert, aber die spanische Dichtung geräth in Gefahr, dabei viel von ihrer Ursprünglichkeit und Naturwüchsigkeit zu verlieren. Gegen diese durch so glänzende Talente wie Boscan, Garcilaso und Mendoza vertretene Richtung erhebt sich eine nationale Partei, die dieselbe lebhaft bekämpft, aber es tritt allmälig eine Ausgleichung ein. Die schroffen Einseitigkeiten schleifen sich auf beiden Seiten ab, und gerade unserm Luis de Leon war es vorbehalten, zugleich mit Herrera, dem man den Beinamen des Göttlichen mit mehr Emphase als Recht gab, eine Verschmelzung hervorzurufen, in der die spanische Originalität sich mit der neuaufgenommenen sprachlichen Bereicherung und technischen Vollendung vereinte. Er ist durch und durch spanisch und zugleich einer der formvollendetsten und wohllautendsten Dichter seines Landes.

Luis Ponce de Leon ist im Jahre 1527 zu Belmonte in der Mancha aus einer altadlichen Familie geboren, deren Vorfahren sich in den Maurenkämpfen ausgezeichnet hatten und in vielen Romanzen waren besungen worden. Als er 7 Jahre alt war, zog sein Vater, ein königlicher Procurator, nach Madrid und folgte darauf dem Hofe nach Valladolid. Nachdem dem Knaben, der seine Phantasie schon mit kirchlichen Wunderlegenden und vaterländischen Sagen genährt hatte, eine für die damalige Zeit umfassende wissenschaftliche Vorbildung zu Theil geworden war, siedelte er 1538 im vierzehnten Jahre nach Salamanca, der berühmtesten Universität Spaniens, über, um auf des Vaters Wunsch die Rechte zu studiren. Von einem ihm angebornen reli-

giösen Hange getrieben, trat er jedoch in ein Augustinerkloster, das reich an ausgezeichneten Männern war, und wo er sich mit größtem Eifer philologischen und theologischen Studien hingab. Er wurde in Folge seines hervorragenden Geistes und eminenten Wissens, als er 34 Jahre alt war, auf den Lehrstuhl des heiligen Thomas unter Mitbewerbung der angesehensten Gelehrten erhoben und 10 Jahre später wurde ihm noch dazu der Lehrstuhl der biblischen Literatur übertragen.

Diese Ehren und Beförderungen, die Achtung und Liebe, die er sich durch sein tadelloses Leben, seine Milde und Leutseligkeit bei den Collegen und Studiosen erwarb, erweckten Neid und Feindschaft von Seiten derer, die er durch seine glänzenden Talente verdunkelte und derer, die er in den öffentlichen Bewerbungen um die hohen, ihm zu Theil gewordenen Aemter besiegt hatte. Vor Allem waren die angesehensten Dominicaner Salamancas seine Feinde, er hatte oft mit ihnen dogmatische Controverse, die in den Hallen der Universität zu hitzigen Wortgefechten führten.

Die Gelegenheit, ihm eine Falle zu stellen und seinen Frieden zu untergraben, ließ nicht auf sich warten. Leon fühlte sich zur hebräischen Poesie, die neben der classischen einen so großen Einfluß auf seine Dichtweise gehabt hat, besonders hingezogen, er übersetzte, durch einen Freund dazu angeregt, das „Hohe Lied Salomonis" ins Castilianische und fügte einen Commentar dazu, dessen Erklärungen oft mit denen Herders zusammen treffen und, das bekannte Allegorisiren verschmähend, das Ganze als eine Art Ekloge behandelte. Diese Arbeit, die Leon den Augen der Welt entzog, bis sie die gefürchtete Censur passirt hätte, kam durch einen unglücklichen Zufall in die Hände seiner Feinde, um als Waffe gegen ihn gebraucht zu werden.

Hinzu kam noch die Angabe, er habe öffentlich erklärt, die Vulgata bedürfe der Verbesserung; auch insinuirte man, er neige zu neuen gefährlichen, dem Lutherthum entsprossenen Meinungen, man behauptete andrerseits sogar, er strebe

nach einer jüdischen Auslegung der Schrift und sei durch seine früheren Vorfahren mit hebräischem Blute vermischt, was in Spanien immer ein besonderer Hebel der Verdächtigung war.

Indeß alle diese Machinationen gingen langsam vor sich, und erst im Jahre 1572 wurde er vor die Inquisition in Salamanca citirt. Der Hauptanklagepunkt bestand darin, daß er gegen das bestehende ausdrückliche Verbot, ein biblisches Buch in die Landessprache zu übersetzen, das hohe Lied spanisch übersetzt und commentirt habe. Leon berief sich darauf, daß ohne sein Wissen und Wollen die Schrift in Umlauf gekommen sei, er sprach zugleich seine völlige Unterwerfung unter die Autorität des heiligen Gerichtshofes aus und bekannte sich zu allen Lehrsätzen der katholischen Religion. Indeß gab man sich nicht damit zufrieden, man brachte noch viele andere Anklagen gegen ihn vor, die Sache wurde vor das höhere Tribunal in Valladolid gebracht und er in die geheimen Gefängnisse dieser Stadt geführt. Hier hat der an die Bequemlichkeit eines ruhigen Gelehrtenlebens gewöhnte Mann in einer feuchten Zelle unter den schmerzlichsten Entbehrungen — selbst ein Tischmesser war ihm Anfangs versagt — fünf Jahre seiner besten Lebenszeit verbracht.

Er sagt darüber in einem Briefe an seinen Freund: „Ich war nicht nur der menschlichen Gesellschaft, sondern auch des Lichtes beraubt, und dennoch erfreute ich mich dort einer Seelenruhe und eines Friedens, die ich jetzt, dem Lichte zurückgegeben, entbehre, selbst im Umgange derer, die meine Freunde sind". Auf alle, selbst durch Androhung der Tortur unterstützten Anschuldigungen antwortete er klar und bestimmt. Er stand mehr als 50 Mal vor Gericht, seine noch vorhandenen Vertheidigungsreden sind in classischer Sprache mit großer Umsicht und Schärfe abgefaßt. Seine Sache schien eine schlimme Wendung zu nehmen, denn die Mehrzahl der Richter war gegen ihn gestimmt, da erfolgte von Madrid aus von Seiten des höchsten Rathes der Inquisition, der kühler und vorsichtiger war,

eine Freisprechung. Er wurde unter Verwarnungen und dem Befehl, über alle Einzelheiten des Processes das strengste Schweigen zu beobachten und unter Cassirung seiner Uebersetzung des Hohen Liedes seiner Haft entlassen und in alle seine Aemter und Würden wieder eingesetzt.

Mit unbeschreiblicher Freude begrüßten seine Freunde und Zuhörer sein Wiedererscheinen auf dem Catheder, und er redete dieselben mit folgenden Worten an, die ein schönes Zeugniß ablegen von der Gemüthsruhe, die er sich im Kerker erworben hatte, und von dem christlich milden Sinn, mit dem er jede Bitterkeit, jedes Rachegefühl in sich zu unterdrücken wußte: „Discebamus hesterno die, „ich sagte gestern", es war der Tag, an dessen Vorabend er vor fünf Jahren seine Vorlesung hatte unterbrechen müssen, und fuhr dann ruhig weiter fort. An der Wand seines Kerkers fand man Verse, die er beim Heraustreten aus demselben eingekritzelt hatte. Ich übersetze sie, um ihre Concision beibehalten zu können, in Prosa: „Hier hielten Neid und Lüge mich in Banden, Glückselig das niedre Loos des Weisen, der der schlimmen Welt entflieht, und in seiner armen Hütte am spärlichen Tisch einsam sein Leben verbringt allein mit Gott, weder Neid empfindend noch vom Neid verfolgt".

Er lebte, da seine Constitution den Stoß, den ihr der Aufenthalt im Kerker gegeben, nie ganz überwunden hatte, nur noch vierzehn Jahre, die ganz seinen Aemtern und Studien, dem Umgange mit gleichgesinnten Freunden, der Natur und den Musen gewidmet waren, und erstieg, da Neid und Verleumdung vor seinen Verdiensten und Tugenden schweigen mußten, hohe geistliche Würden. Er starb 1591 an einer Herzkrankheit im 64. Jahre als General- und Provinzialprocurator von Salamanca und wurde mit hohen Ehren im Kloster des heiligen Augustin, wo noch sein Grab zu finden, bestattet.

Kurz vor seinem Tode hatte sein Einfluß die höchste Stufe erreicht, denn er war von seinen Ordensbrüdern dazu erwählt worden, den Plan zur Reform des Ordens

zu entwerfen. Die kurze Notiz, die der fünfte Band des Parnaso Espanol über ihn giebt, schildert seine Persönlichkeit in folgender Weise: Er war wohl gewachsen und von starkem Körperbau, sein Gesicht männlich und kräftig, die Farbe dunkel, die Miene ernst und ruhig, die Augen lebhaft, das Haar dicht, lang und gekräuselt.

Da diese Skizze nur Leon dem Dichter gilt, so muß ich seine zahlreichen in classischem Spanisch und elegantem Latein verfaßten theologischen Werke mit Stillschweigen übergehen. Eine ausführliche Besprechung derselben findet sich in der Monographie von Wilkens*), die vor Allem seine theologische Bedeutung ins Auge faßt und auf den eingehendsten Studien beruhend nachweist, wie seine Lebensaufgabe darin bestanden habe: „Christus und der Schrift das Uebergewicht über die antichristlichen Elemente des Katholicismus zu geben“.

Ihn als Theologen, Dogmatiker, Interpreten und ascetischen Schriftsteller zu würdigen, war die Aufgabe eines Mannes vom Fache, die Wilkens mit großer Wärme und eindringendem Verständniß gelöst hat. Hier sei nur noch erwähnt, daß Leon anerkanntermaßen eine der ersten Stellen unter den Prosaisten seines Landes einnimmt, und daß er auch ein nichttheologisches Buch „die Vollkommene Ehefrau, la perfecta casada“ geschrieben hat, das freilich von der positiven Moral des Katholicismus ausgeht, aber doch auch davon zeugt, daß der ascetische Mönch einen heitren, freien Blick ins Leben zu werfen und dasselbe mit scharfem Auge zu beobachten und sogar mit einer gewissen Schalkheit zu schildern wußte.

Seine Gedichte voll tiefer, durch kein Zelotenwesen, keine mönchische Düsterheit getrübter Religiosität, sind fast nur Werke seiner Jugend, wenn man einige ganz geistlich gehaltene, im Kerker und in späteren Jahren entstandene, ausnimmt, wie: „Die Eroberung der Welt durch Christus“, „die Weltentsagung und Sünderbekehrung“, „Gesänge auf Christus und Maria“, sie füllen kaum hundert Seiten.

*) Fray Luis de Leon von C. A. Wilkens. Halle, Pfeffer. 1866.

Er hat sie zwar selber gesammelt auf Wunsch eines Freundes, aber in seinem ganz anderen Bestrebungen gewidmeten Alter sie aus Bescheidenheit nicht einmal herausgegeben, der berühmte Quevedo veröffentlichte sie erst vierzig Jahre nach seinem Tode. Auch die Stoffe und Formen sind nicht mannichfaltig, es sind meistens Oden voll religiöser Anschauungen und Empfindungen, in denen sich auf höchst eigenthümliche Weise die plastische Gestaltung der Alten mit dem musikalischen Wohllaut der Italiener verbindet und die doch ein Ganzes bilden, in dem die persönliche und nationale Eigenthümlichkeit des Dichters vollständig zur Geltung kommt.

Das sanfte Schwärmen einer harmonisch gestimmten Seele, die ruhige, klare Stille eines in sich geschlossenen Gemüthes haben sich wohl selten so wiedergespiegelt wie in den Gedichten dieses Mannes, der, wie er selber sagt, nur dichtet „auf Geheiß seines Gestirns.“ In die Darstellung der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge mischen sich heitere, ländliche Gemälde, in denen er Horaz und Virgil zum Muster nimmt, aber mit viel zu innigem Naturgefühl, als daß er sie sklavisch nachahmen sollte. Auch er erhebt sich wie Horaz über das Leben und Treiben der Welt, auch er zieht Ruhe und Zurückgezogenheit allem Andern vor, aber er thut es nicht mit Scepticismus, mit dem nil admirari des römischen Epicuräers, sondern mit christlicher Liebe und Resignation und blickt dabei fortwährend über die Grenzen dieser Welt hinaus. Selbst sein „Beatus ille“*), in dem er sich am engsten an sein Muster anschließt, ist doch von einem anderen, höheren Geiste durchhaucht, es gemahnt an Höltys: „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh“. Vor allem spricht aus seinen Oden jener ihn stets belebende, überirdische Drang, der für das Unsagbare und Unbeschreibbare nach glänzenden Bildern und bezeichnenden Ausdrücken sucht, die er in der katholischen Symbolik findet, indem er mit derselben nach Sitte der Zeit die mythologische verschmilzt. Seine Aspirationen gehen oft geradezu

*) Siehe den Anhang: „Die Freuden des Landlebens.“

in Verzückung über, verlieren sich aber nie in mystische Verschwommenheit und Gestaltlosigkeit, wie es so oft die unserer älteren und jüngeren Mystiker in ihren tändelnden, süßlichen Jesu- und Marienliedlein thun; von allegorischen Spielereien hält er sich immer fern.

Seine Vision, „das selige Leben im Himmel"*), jene mit ächt biblischen Farben getränkte, allegorische Darstellung, von der ich zweifle, daß es mir gelungen ist, sie in ihrem eigenthümlichen Colorit mit der ganzen Fülle des majestätischen Wohllautes, der der spanischen Sprache und vor Allem dem Verse Leons eigen ist, wiederzugeben, ist eben so lieblich als kühn und großartig.

Eine religiöse Poesie, die so innerlich und zugleich so farben- und gestaltenreich ist, zugleich so ascetisch und so heiter, hat für uns Nordländer und Protestanten ein eigenthümliches, durch die Fremdartigkeit gehobenes Interesse. Wie natürlich und einfach in ihren Grundgedanken, wie klar in der Situation ausgeführt, wie empfindungsvoll im Schmerzensausdruck der den Herrn scheiden sehenden Apostel ist die „Himmelfahrt"*). Leons Erholung war, wenn die Ferien herankamen, der Landaufenthalt und die Versenkung in die Natur, deren Freund und Beobachter er war, seine Gedichte, wie unter andern die mitgetheilte Ode „das Landleben" zeugen davon; besonderes Wohlgefallen erweckte ihm aber die Betrachtung des gestirnten Himmels, der er gern mit dem Auge des Sternkundigen nachhing; auch er mußte ihm von der Größe und Weisheit Gottes erzählen. Die „Heitere Nacht" schildert in großartig glänzenden Bildern seine Sehnsucht nach oben. Eine Stelle aus seiner großen Erbauungsschrift „über die Namen Christi", in der, wie die Vorrede sagt, „die Herrlichkeit derselben nach ihren einzelnen Seiten hin geschildert werden soll, wie man tropfenweis ein enges Gefäß mit Wasser füllt, denn kein einzelnes Wort drückt sie aus, kein einzelner Blick faßt sie", erinnert an dies Gedicht da, wo es auf die Harmonie der sittlichen

---

*) Siehe den Anhang.

Welt mit der des Universums hinweist. Sie heißt: „Die Sterne zeigen ihre wechselseitige Liebe, ja fast ihre wechselseitige Ehrfurcht, indem einer des andern Glanz und Stärke zu friedlicher Einheit und Macht mäßigt, wodurch alle ihre verschiedenen Einflüsse ohne Störungen zu einer heiligen und mächtigen Harmonie verbunden werden, die allgemein und ewig ist. Man darf daher mit völliger Wahrheit behaupten, daß sie nicht nur sämmtlich ein schönes und vollkommenes Musterbild des Friedens darstellen, sondern daß sie auch in klarer und lieblicher Sternenschrift auseinander setzen und verkünden, wie viel Herrliches der Friede in sich schließt und in alle Orte, wohin seine Gewalt reicht, bringt.“ Leons Sehnsucht nach dem ewigen Leben, nach der himmlischen Wahrheit, die den Grundton seiner Stimmung und seiner Lyrik ausmacht, tritt zugleich mit dem Bedürfniß, sich das Ueberirdische sinnlich und anschaulich auszumalen, in seiner an Felice Ruiz gerichteten Ode „die Unsterblichkeit“*) hervor; die meisten seiner Gedichte sind an Freunde gerichtet und bekommen dadurch einen bei der Erhabenheit der Gegenstände wohlthuenden, gemüthlichen Anstrich.

Unter der geringen Zahl der weltlichen Oden, ich finde in Hubers Spanischem Lesebuch sogar eine von demselben ihm zugeschriebene zärtlich und heiter gehaltene Liebescanzone ist die „Prophezeiung des Flußgotts Tajo“ die hervorragendste, sie zeigt, daß wenn Leon sich dem Geschichtlichen und Heroischen hätte zuwenden wollen, es seiner Phantasie nicht an Energie und lebenskräftigen Anschauungen gefehlt hätte. Die der spanischen Romanze eigenthümliche Objectivität und Knappheit der Darstellung ist hier vollkommen innegehalten. Die Einkleidung dieses eigenthümlichen Gedichtes, das zu den Perlen der spanischen Poesie gehört und auf das jeder Spanier mit patriotischem Stolz blickt, ist einer Ode des Horaz entnommen, in welcher Nereus sich den Wellen enthebt, um dem Paris den Untergang Troja’s

---

*) Siehe den Anhang.

vorauszusagen. Das für das Schicksal Spaniens so verhängnißvolle, von vielen spanischen Romanzen und fremden Nachdichtern besungene Ereigniß, welches den Stoff zu der Prophezeiung und Vision des Flußgottes geboten hat, ist folgendes: Roderich, der fünf und dreißigste König der spanischen Gothen verliebte sich in die Tochter des Grafen Julian, der an seinem Hofe lebte, die schöne Florinda oder Cava; während der Abwesenheit des von ihm nach Afrika als Gesandten geschickten Vaters, verführte er dieselbe. Der Graf Julian verbarg, an den Hof des König zurückgekehrt, seinen Rachedurst und wußte es dahin zu bringen, daß dieser ihm die Regierungsgeschäfte überließ. Jetzt ward es dem Grafen möglich seinen Plan auszuführen, er rief im Stillen die Mauren aus Afrika nach Spanien und entfernte sich mit seiner Tochter vom Hofe. Roderich sandte unter Tarik eine Armee gegen die schon gelandeten Feinde. Sie ward geschlagen, und die Araber drangen immer weiter in Spanien vor. Jetzt bot der König alle Kräfte seines Landes und den ganzen Adel auf und rückte dem Feinde an der Spitze eines großen Heeres entgegen. In Andalusien, am Ufer des Guadalquivir bei dem Orte Xeres de la Frontera, kam es am 19. Julius 711 zu einer sechstägigen Schlacht, in der der Kampf unentschieden schwankte. Die Gothen unterlagen endlich, und Spaniens Schicksal war für Jahrhunderte besiegelt. Der König fand fliehend den Tod.

„Weh Dir, schönes Spanien,
Weh Dir, weltberühmtes Land,
Aller Erdenländer Krone,
Und vor Allem reich an Glanz, — —
Nur um einen Hochverräther
Mußtest Du vergehn in Brand,
Alle Deine reichen Schätze,
Und ihr fröhlich Volk zusammt
Sind seitdem um unsre Sünde
Diesem Mooren unterthan."

(Spanische Romanzen v. Schack u. Geibel.)

So klagt eine bekannte Romanze, und Leon hat in seiner Ode mit ihrem kurzen aber gewaltigen Schluß ganz den Ton, wie er dem spanischen Gefühl entspricht,

wiedergegeben, obgleich er auch hier seine Lieblingsstrophe anwendet.

Die Prophezeiung des Tajo.

Am Tajo unbelauschet
Lag König Roderich im Liebesbunde
Mit Cava lustberauschet,
Da taucht' aus Fluthengrunde
Der Stromgott auf und sprach mit zorn'gem Munde:

Zum Kosen mit der Schönen
Wählst Du, Verführer, ungeleg'ne Zeiten.
Horch: scharfer Hörner Dröhnen,
Verworr'nes Schrei'n und Streiten
Und Waffenlärm ertönt von allen Seiten.

Mit Deiner Liebeswonne
Hast Du ein bitt'res Loos für Dich erkoren,
Mit dieses Tages Sonne
Ward Spaniens Leid geboren,
Geht aller Glanz des Gothenreichs verloren.

Brand, Mord und Plünderungen,
Den wilden Krieg mit seinen Plagen allen
Hälst Du im Arm umschlungen,
Und Dir und den Vasallen
Sind Müh' und Noth unzählig zugefallen.

Von Constantinas Auen,
Den üpp'gen bis zum fernen Ebrostrande,
Von Sansuennas Gauen
Zum Lusitanenlande
Seufzt Spanien unter wildem Kriegesbrande.

Sieh, schon ruft rachentglommen
Julian, der ehrvergess'ne, die Barbaren;
Kaum ward sein Ruf vernommen,
Da kommt in hellen Schaaren
Der Moor gen Cadix über's Meer gefahren.

Horch, wie Drommetenklänge
Zur Himmelswölbung schmetternd sich erheben,
Sieh, wie rings im Gedränge
Die Reihen vorwärts streben,
Wie hoch in Lüften die Standarten schweben.

Hoch schwingt im Sonnenglanze,
Dieweil zum Kampf er rufet und zum Streite
Der Araber die Lanze,
Und auf des Meeres Weite
Kommt Schiff auf Schiff herbei von jeder Seite.

Den Rand der Küste füllet
Die Völkerschaar, und vor der Segel Schwellen
Hat sich das Meer verhüllet,
Verworr'ne Stimmen gellen,
Und Staub bedeckt mit Nacht den Tag, den hellen.

Ha, wie an Bord sie eilen,
Wie tactgemäß sie ihre Ruder schwingen
Und rings die Fluth zertheilen,
Wie schäum'ge Wellen springen,
Wenn sie mit starkem Arm hindurch sich ringen.

Von Aeolus, dem Horte
Der Winde wird die Fahrt zum Ziel gewendet,
Und durch Heracles Pforte
Erwünschten Durchgang spendet.
Neptun, der in die Fluth den Dreizack sendet.

Du Aermster, preisgegeben
Liegst Du der bösen Wollust in den Schlingen.
Wirst Du Dich nicht erheben,
Wirst Du nicht Hülfe bringen,
Heracles heil'ge Stadt dem Feind' entringen?

Auf renne, fliege, eile,
Dring' in die Eb'ne, klimm auf Bergeswegen,
Den Sporen gieb nicht Weile,
Und laß die Hand sich regen,
Schwing' hoch Dein Schwert empor mit mächt'gen Schlägen.

Ach, welche Müh'n und Plagen,
Welch Leid und Kümmerniß erfahren,
Sie, die den Panzer tragen,
Des Fußvolks tapf're Schaaren,
Der Reiter kühner Trupp von den Barbaren.

Es werden Deine Wellen
Des Freund's und Feindes blut'ge Spuren tragen,
Du wirst, o Bätis, schwellen
Von Helmen, die zerschlagen,
Von Leichen solcher, die im Kampf erlagen. —

Die Hoffnungen des Sieges,
Fünf Tage läßt sie schwanken zwischen beiden
Der wilde Gott des Krieges,
Am sechsten, welches Leiden,
Fällst Du, mein theures Land, in's Joch der Heiden.

Constantina — das heutige Constantine, war in spanischem Besitz. — Sansuenna, alter Name für Saragossa. — Heracles-Stadt, das heutige Heraclea am Fuß des Vorgebirges Calpe. — Das angedeutete Gebirge ist die Sierra Morena. — Bätis — Guadalquivir.

Ein ähnliches patriotisches Gedicht ist seine Ode „auf Santiago", den heiligen Beschützer der Spanier gegen die Mauren.

In anderen Gedichten, in denen nach dem Geist der Zeit die didactische Tendenz sehr hervortritt, zeigt sich der Einfluß der Alten, besonders des Horaz, in unverkennbarer Weise; ist Gedanke, Bild und Ausdruck auch oft entlehnt, so sind sie doch immer von christlich-spanischem Geiste und von Leons Individualität durchhaucht, so die „Habgier", „die Sirenen", „die Musik", „die Zurückgezogenheit", „die fliehende Hoffnung" u. s. w. Die Zahl dieser Gedichte ist, wie gesagt, nur gering, ihre Stoffe nichts weniger, als mannigfaltig, ihre Form fast immer dieselbe, die fünfzeilige Strophe mit ihren zwei- und dreimaligen weiblichen Reimen, deren Wiedergabe dem deutschen Uebersetzer die größten Schwierigkeiten bietet. Leon war kein Literat und Dichter von Fach, dafür aber ist auch das wenige, was er gedichtet, der innersten Tiefe des Herzens entsprungen und doch künstlerisch durchdacht und gefeilt, er gilt ja für den „correctesten" Dichter seines Landes, und darf in keinem Punkt zu den Dilettanten gerechnet werden. Am wenigsten darf er das in dem, womit er seine Erholung von Amtsgeschäften und streng-theologischen Studien suchte, im poetischen Uebersetzen, hierin hat er für die spanische Poesie Epoche gemacht, er ist der erste, der die Classiker und auch die Hebräer in die neueren aus dem Italienischen für's Spanische gewonnenen Formen, gegossen hat. Er sagt selber, „er wolle die alten Dichter so reden lassen, wie sie sich selber ausdrücken würden, wenn sie zu seiner Zeit als Castilianer wiedergeboren wären und castilianisch sprächen". Die Eclogen Virgil's übersetzte er theils in Terzinen, theils in Stanzen, einen großen Theil der Horazischen Oden in die Strophe, von der meine Uebersetzungen Proben geben, einen Theil von Virgils Landbau in Stanzen, selbst Pindar's erste Ode hat er in spanischen Versen wiedergegeben und so auch vieles aus den Psalmen, dem Buche Hiob und dem Hohen Liede. Seine Methode, die freilich einen Geist

wie den seinen voraussetzt, der eben so tief in die Originale eingedrungen war, als er die Geheimnisse der eignen Sprache kannte, ist maßgebend für die gesammte spätere Uebersetzungs-Literatur der Spanier geworden. Bei ihm ist es bewunderswürdig, wie Alles zugleich antik oder hebräisch bleibt und doch spanisch wird; nur wenige seiner Nachfolger haben ihn in diesem Punkte erreicht. — Wer vom deutschen Standpunkt aus das auch bei uns Mode werdende Uebertragen der alten Dichter in moderne Formen verdammt, wird doch nicht umhin können, es in den romanischen Sprachen zu gestatten, denn ihnen ist die Wiedergabe des antiken Rhythmus versagt.

Daß dem formgewandten Dichter, dem der Vers zur Musik wurde, die Uebersetzung italienischer Sonette, eine Form, die er für seine eignen Gedichte kaum angewendet hat, gelingen würde, ließ sich bei der Verwandtschaft beider Sprachen erwarten.

Mit obiger Skizze von Leons Leben und Dichten beanspruchte ich keine auch nur einigermaßen erschöpfende literarhistorische Darstellung des berühmten Mannes zu geben, sondern ich wollte die Leser nur einen Blick in seinen Charakter werfen lassen. Dieser aber ist von einem Glorienschein der Reinheit, Milde und Hoheit umgeben, daß man an der Wahrheit des über ihn Kundgewordenen zweifeln möchte, wenn nicht Alles, was er in Prosa und Versen geschrieben, damit in voller Uebereinstimmung stände. Es haucht Einem daraus eine Wahrheit, eine Einfachheit, eine religiöse Weihe entgegen, gegen die man sich nicht ablehnend zu halten vermag. Der hohe Aufschwung, den dieser Geist nahm, wird nur erklärlich, wenn wir uns von dem Vorurtheil befreien, als ginge der Katholicismus Spaniens im sechzehnten Jahrhunderte ganz und gar in äußerer Kirchlichkeit, Priesterherrschaft, Aberglauben, Verfolgungssucht und düsterem Mönchswesen auf. Neben Leon, der freilich keine energische Kämpfernatur war, strebten noch viele mit ihm engverbundene Männer von Geist und Wissen gegen das unter Philipp II. immer drückender wer-

dende Joch geistlicher Tyrannei an und lebten mit ihm zusammen in einer Sphäre sittlicher Reinheit, religiöser Begeisterung und wissenschaftlichen Strebens, die ganz zu würdigen wir kaum gewöhnt und geneigt sind. Vor Allem ist hier der berühmte Luis de Granada zu nennen, der mit ihm in der Kanzelberedtsamkeit wetteiferte; auch die heilige Teresa, deren Leben er im Auftrag der Donna Maria, Schwester Philipps II., zu beschreiben begonnen hatte und die sein letzter Umgang war, gehört zu den Geistern, die sich in ihrem mystischen Liebesdrang weit über die starren Dogmen der Kirche erhoben.

Als Probe ihrer fromm glühenden Poesie füge ich einigen Gedichten Leons ihr berühmtes Sonett „An den gekreuzigten Christus" hinzu und setze den in Deutschland schwer aufzutreibenden spanischen Text daneben.

Die Freuden des Landlebens.

Wie lebt er frei von Sorgen,
Wer aus dem Weltgewühl sich hat verloren,
Wer einsam und verborgen
Den Pfad sich auserkoren
Der wen'gen Weisen, die der Welt geboren.

Ihm wecket kein Verlangen
Der Großen stolze Pracht, ihr Thun und Streben,
Der gold'nen Dächer Prangen,
Das üppig reiche Leben
Im Marmorschloß, von Säulenreihn umgeben.

Wie sollt' ihn Sorge nagen,
Ob seines Namens Laut, von Ruhm gekrönet,
Noch klingt in fernen Tagen,
Ob Schmeichelei verschönet
Was in der Wahrheit Mund verächtlich tönet.

Wie sollt' er dahin streben,
Daß sich zu ihm bei der Bewund'rer Fragen
Die Hände stolz erheben,
Wie sollt' in Sorg' und Plagen
Er nach dem Hauch der eitlen Volksgunst jagen!

O Berg, o Thal, o Quelle,
Ihr stillen Fluren, wo der Frieden weilet;
Wie aus des Sturmes Welle
Das Schiff zum Hafen eilet,
Flieh' ich zu Euch, daß Ihr die Seele heilet.

Ich wünsche dort nur Schlummer,
Durch Nichts gestört, und reine, heitre Tage,
Mich kümmert nicht, ob Kummer
Am Herzen dessen nage,
Der sinnt, wie er sich Gold und Ruhm erjage.

Dort wecket mich am Morgen
Der Vögel Lied mit ungelernten Klängen,
Und nicht die schweren Sorgen,
Die immer den bedrängen,
Der seufzt, von fremder Willkür abzuhängen.

Mir selber will ich leben,
Mein Glück allein der Huld des Himmels danken,
Von Zeugen nicht umgeben
Das Herz und die Gedanken
Befreien von der Furcht und Hoffnung Schwanken.

Dort winkt am Bergeshange
Ein Garten mir, den meine Hände pflegen,
Dort lacht beim Lenzanfange
Die Blüthe mir entgegen,
Die mir verspricht der Früchte reifen Segen.

Als ob sie Sehnsucht schwelle,
Mit neuem Reiz den Garten zu umschlingen,
Sucht eine klare Quelle
In unabläss'gem Springen
Vom luft'gen Gipfel in das Thal zu dringen.

Dann hört sie auf zu eilen,
Sie schlängelt ihren Lauf durch schatt'ge Bäume
Und sticket im Verweilen
Der Blumen bunte Säume
In die von ihr benetzten Wiesenräume.

Die Beete hauchen Düfte,
Des Haines leicht bewegte Wipfel rauschen
Im Spiel der leisen Lüfte;
Zu ruhn dort und zu lauschen,
Ich möcht' es nicht um Gold und Scepter tauschen!

Gern mögen Schätz' erwerben
Die einem schwanken Bret vertraun ihr Leben,
Die in der Furcht, zu sterben,
Erstarren und erbeben,
Wenn Nord und Süd zum Kampfe sich erheben.

Es krachen Mast und Stangen,
Der heit're Tag versinkt in nächt'gen Hüllen,
Ein Schrei voll Angst und Bangen
Durchdringt des Sturmwinds Brüllen,
Dieweil mit Opfern sich die Tiefen füllen.

Ein ärmlich Mahl im Frieden,
Von mir genossen mit dem Sinn der Weisen,
O wär' es mir beschieden;
Dann mög' aus Silber speisen,
Wen Habsucht trieb durchs wilde Meer zu reisen.

Wenn Andre sich bestreben,
Dem Durst nach Gold und Ruhm, dem nimmersatten,
Befriedigung zu geben,
Und nie im Kampf ermatten,
Ruh' ich und sing im kühlen Waldesschatten;

Gelehnt an einem Baume,
Wo Lorbeerzweig' und Epheu sich umringen,
Horch' ich in süßem Traume,
Wie hold die Töne klingen,
Die kunstvoll meiner Leier sich entschwingen.

Die Himmelfahrt.

So lässest Du die Heerde,
O heil'ger Hirt, im niedern Thal, umwoben
Von Kummer und Beschwerde,
Und schwebst emporgehoben,
Auf Wolkenduft zum sel'gen Wohnsitz droben?

Die Du hier hoch beglücktest,
Sie müssen jetzt in Sorg' und Angst sich winden,
Die an die Brust Du drücktest,
Sie sehen Dich entschwinden
Und fragen, wo sie Trost und Hoffnung finden?

Dem Auge, das gehangen
An Deinem Angesicht, dem heilig schönen,
Ist jeder Reiz vergangen;
Welch Ohr, das Deinen Tönen
Gelauscht, wird je an and're sich gewöhnen?

Wenn sich die Stürme regen,
Wer wird die Fluth besänftigen und binden?
Das Schiff auf dunklen Wegen
Sah Dich, den Leitstern, schwinden.
Wie soll es nun den sich'ren Hafen finden?

O helle Wolke, weile,
Gönn' uns, daß noch zu Dir den Blick wir heben.
Warum willst Du in Eile,
Die nun so reich, entschweben
Uns Armen, die wir hier in Blindheit leben?

Das Leben im Himmel.

Ihr lichtumwob'nen Auen,
Geschützt auf ewig vor des Sommers Glühen
Und vor des Winters Grauen,
Wo fern von Sorg' und Mühen
Nie welkend Trost und Friede blühen.

Die Stirn umkränzt mit Blüthen,
Drin Schnee und Purpur strahlen im Vereine,
Lenkt ohne Stab zum Hüten
Der gute Hirt dort seine
Geliebte Heerde hin am Wiesenraine.

Es folgen seinen Spuren
Die sel'gen Schafe weidend, und genießen
Auf immer grünen Fluren
Die Kräuter, die stets sprießen,
Die Rosen, die gepflückt, sich neu erschließen.

Er führt auf lichtem Pfade
Sie hin zum Berg und seinen reichen Schätzen,
Zum Bronnen ew'ger Gnade,
Daß sie daran sich letzen,
Und all' ihr Heil in ihren Hirten setzen.

Wenn dort aus blauen Räumen
Die Sonne niederstrahlt im höchsten Gleise,
Dann lagern unter Bäumen
Sie um ihn her im Kreise
Und lauschen fromm der süßen Liederweise.

Er weckt der Leyer Töne,
Die mächtiger der Hörer Herz bezwingen,
Als Goldes Glanz und Schöne,
Die glühend es durchdringen
Und auf zum Gipfel höchster Wonne schwingen.

O daß ein Nachhall klänge
Von dort herab in's irdische Getriebe,
Daß ich mich selbst bezwänge,
Und daß ich, heil'ge Liebe,
Mich opfernd ewig Dir ergeben bliebe.

Dann schaute ich die Stätte,
Wo, holder Bräut'gam, Schatten Dich umweben,
Dann ohne Band und Kette
Würd' ich hinüberschweben
Und bei Dir sein, von Deiner Heerd' umgeben.

Die heitre Nacht.

Wenn ich zum Himmel schaue,
An welchem zahllos helle Leuchten schweben,
Und dann zur Erdenaue,
Von Dunkelheit umgeben,
Wie Schlaf sie und Vergessen rings umweben;

Fühl' ich die Brust sich dehnen
Von Lieb' und Schmerz in heißem Sehnsuchtsdrange,
Vom Auge strömen Thränen
Hernieder auf die Wange,
Und also spricht mein Mund mit ernstem Klange:

O Wohnsitz, auserkoren,
Daß Glanz und Schönheit sich in dir entfalten,
Den Geist, für dich geboren,
Soll ihn ein dunk'les Walten
Zurück von dir im engen Kerker halten?

Wie hat er so verblendet
Vom Pfad der ew'gen Wahrheit sich verloren,
Daß, von dir abgewendet,
Kurzsichtig gleich dem Thoren
Er Schein und Schatten sich zum Ziel erkoren.

Es läßt der Mensch sich wiegen
Von Träumen, nicht gedenk der letzten Stunden;
Da plötzlich hat verschwiegen
Der Tod sich eingefunden
Und ihm die Frist des Lebens rasch entwunden.

Erwacht, erwacht, ihr Schlaffen,
Mit Sorgfalt Euer Schicksal zu bedenken;
Zu hohem Glück erschaffen,
Wollt Ihr Euch abwärts lenken,
Den ew'gen Geist in Erdentand versenken?

Auf, hin zum Sternenraume,
Zum hellen, laßt die Blicke sich erheben,
Dann wird gleich einem Traume
Die Erd' in Nichts verschweben
Mit dem, was Furcht und Hoffnung hier Euch geben.

Ist ihre dunkle Schwelle
Denn mehr, als ein Atom, stellt Ihr daneben
Des Urbild's ew'ge Helle,
Wo ruht im höh'ren Leben
Was sich begiebt, begab und wird begeben,

Betrachtet Ihr die Kreise
Der ew'gen Lichter, die am Himmel brennen,
Wie sie im eig'nen Gleise
Sich von einander trennen
Und doch des Weges gleiche Richtschnur kennen.

Die Unsterblichkeit.

Ode an Felipe Ruiz.

Wann, Freund, winkt mir die Stunde,
Wo ich dem Kerker mich entringe,
Zum fernen Himmelsrunde
Entschweb' auf leichter Schwinge
Und schaun darf in den Urgrund aller Dinge?

Dem Quell des Lichts verbunden
Und selbst verwandelt in ein leuchtend Wesen,
Seh' ich, der Nacht entwunden,
Was ist und was gewesen
Und darf im großen Buch der Schöpfung lesen.

Dort liegt es mir zu Tage,
Wie die allmächt'ge Hand den Grund geleget
Nach Richtmaß und nach Wage,
Auf dem sich Alles reget,
Und der der Elemente schwerstes träget.

Ich seh' in ew'ger Dauer
Die festen Säulen sich dem Blick entfalten,
Und wie durch Damm und Mauer
Der Vorsicht stetes Walten
Des Meeres Fluthen weiß zurückzuhalten;

Warum die Erde zittert,
Die Wogen sich empört zu Hügeln ballen,
Woher, zum Kampf erbittert,
Die Stürme brausend wallen,
Die Meere wechselnd steigen, wechselnd fallen;

Woher die Brunnen quellen,
Und wer den Strömen feuchte Nahrung bringet,
Die unermüdet schwellen,
Woher der Frost entspringet,
Die Gluth, die sommerlich die Luft durchdringet,

Wer auf dem Aethersitze
Zum Wolkenbild den Dunstkreis hat verwoben,
Wer lenkt den Strahl der Blitze,
Wo Gott hat aufgehoben
Den ew'gen Schnee, woher des Donners Toben. —

Sahst du in Lenzesauen,
Wie plötzlich Wolken sich zusammenballen?
Den Tag hüllt nächt'ges Grauen,
Des Sturmes Flügel wallen
Und Staub erhebt sich zu des Himmels Hallen;

Die Wolkenbahn durchtönet
Im raschen Fluge Gottes Strahlenwagen,
Der Donner rollt und dröhnet,
Des Blitzes Flammen schlagen,
Die Erde zittert und die Menschen zagen;

Vom Dache träuft der Regen,
Vom Berge rauscht's in Strömen durch die Auen,
Der Fluren reichen Segen,
O Anblick voller Grauen!
Vernichtet muß des Landmanns Blick ihn schauen. —

Würd' ich auf leichter Schwinge
Emporgetragen zu des Himmels Reichen,
Ich säh' den Lauf der Dinge,
Des Schicksals Räderspeichen
Und aller Weltgeschicke Grund und Zeichen.

Ich würde dort erkennen,
Wer die Gestirne lenkt in blauen Sphären,
Die herrlich leuchtend brennen,
Warum der Stern der Bären
Sich scheut, hinabzutauchen zu den Meeren.

Ich sähe dort entglommen
Des Lebens und des Lichtes ew'ge Quelle;
Warum, wenn Herbst gekommen,
Sie zaudert mit der Helle
Und kaum verläßt der langen Nächte Schwelle.

Im höchsten Raum dort oben
Säh' ich den ruh'gen Wohnsitz sich erheben,
Aus Licht und Gold gewoben,
Wohin zu ew'gem Leben
In Freud' und Friede sel'ge Geister schweben.

Die heilige Theresa an den gekreuzigten Christus.

Nicht Hoffnung treibt, o Herr, mich, Dich zu lieben,
Des Himmels Lohn nicht, den ich soll erlangen;
Nicht hielt der Hölle Graun mich so umfangen,
Daß ich entsagte meinen sünd'gen Trieben.

Du treibst mich, Herr, der Anblick deiner Qualen,
Die Schmach, der Tod, den du für mich ertragen,
Der bleiche Leichnam, an das Kreuz geschlagen,
Die nackten Glieder mit den Wundenmalen.

Nur deine Liebe konnte so mich rühren;
Selbst ohne Himmel blieb' ich dir ergeben,
Selbst ohne Hölle würd' ich vor dir beben;

Denn du nur konntest hin zu dir mich führen;
Wenn, was ich hoff', auch nicht zu hoffen bliebe,
Dich liebt' ich dennoch, wie ich jetzt dich liebe.

Santa Theresa de Jesus a Christo crucifiado.

No me mueve, mi dios, para quererte
El cielo que me tienes prometido,
Ni me mueve el infierno tan temido
Para dejar por eso de ofenderte.

Tu me mueves, mi Dios, mueveme el verte
Clavado en esa cruz y escarnecido,
Mueveme ver tu cuerpo tan herido,
Muevenme las angustias de tu muerte.

Mueveme, enfin, tu amor de tal manera
Que, aunque no hubiera cielo, yo te amara
Y, aunque no hubiera infierno, te temiera.

No me tienes que dar porque te quiera:
Porque, si cuanto espero no esperara,
Lo mismo que te quiero te quisiera.

Bryant.

Unter den Dichtern Nordamerikas nimmt Bryant eine hervorragende Stelle ein, er ist, wenn auch nur durch die Wahl seiner Stoffe der nationalste derselben, doch hat er noch eine zweite literarhistorische Bedeutung, er ist der Wiederbeleber einer fast aufgegebenen Gattung und es gebührt ihm in der beschreibenden Poesie, wie in der Landschaftsdichtung ein Platz, den ihm fast kein europäischer Dichter streitig macht. — Nach diesen Seiten hin werde ich ihn vorzugsweise zu charakterisiren suchen, nachdem ich einen Blick auf die amerikanische Poesie, sein Leben und seine Person geworfen. Ich ließ ihm das Bild von Gray und Luis de Leon vorausgehen, weil beide in ihrer Eigenthümlichkeit gewissermaßen auf ihn vorbereiten und auch das Gemeinsame mit ihm haben, daß ihr ruhiges, ganz den Studien gewidmetes Leben ein weniger spannendes Interesse bietet und geringeren Raum verlangt.

In einem so jungen Staate wie Nordamerika, wo durch materielle Arbeit, durch Handel und Industrie erst die Vorbedingungen einer höheren geistigen Existenz zu schaffen waren, fanden Kunst und Poesie natürlich keinen günstigen Boden und konnten verhältnißmäßig nur spärlich gedeihen.

Wie der Süden Amerikas zugleich mit der spanischen und portugiesischen Sprache die Literatur des Mutterlandes empfing und weiter bildete, so sind im freilich schon

selbständigeren Norden englische Sprache und Literatur die Quelle, aus der sich erst nach und nach eine nationale Literatur zu entwickeln vermag, die freilich wegen der Gleichheit des Idioms immer an ihren Ursprung wird gebunden sein.

Es fehlen den Freistaaten, die ursprünglich Colonien sind und hierin das Schicksal aller Colonien haben, fast alle Grundlagen für eine auf Tradition und Geschichte sich stützende und aus ihr hervorgehende Nationalliteratur. Was die Einwanderungen, die Niederlassungen, die Kämpfe mit den Indianern, der Freiheitskrieg und die Gründung der Republik derartiges bieten, hat innerhalb der Lyrik vor Allen Bryant behandelt, und das ist eins seiner größten Verdienste. Daß unter diesen Umständen sich in der noch so jungen, bunt zusammengewürfelten Nation kein Epos erzeugen, daß bei der Unfertigkeit der Zustände sich kein Drama in höherem Sinne bilden konnte, liegt auf der Hand; alle Kunst und Dichtung ist in Nordamerika ja ursprünglich etwas Importirtes.

Selbst die Lyrik, in der die Gegenwart am meisten lebendig ist, welche die nationale Färbung am leichtesten annimmt, ist hier nicht dem Volksliede entwachsen, ja nicht einmal von demselben befruchtet worden. Sie wurde fast ausschließlich von schulgebildeten Dichtern, die durch fremde, besonders englische Muster angeregt waren, bebaut und konnte nur bis zu einem gewissen Grade eigenartige Producte erzeugen. Es tritt hier gewissermaßen das Verhältniß der neulateinischen Dichter zur Zeit Leo X. zu den von ihnen nachgebildeten römischen Classikern ein. Doch gehen die zu weit, welche in der amerikanischen Poesie immer nur noch einen Reflex der englischen sehen. Die Besonderheit des dortigen Lebens und Treibens hat z. B. schon eine reiche Roman- und Novellenpoesie hervorgerufen, die die englische ersetzt; es genügt, an Washington Irwing, Cooper, Nathanael Hawthorn und Miß Becher Stowe zu erinnern.

Vor Allem aber erfreut sich die Lyrik seit lange, seit dem Unabhängigkeitskriege einer zunehmenden Cultur und

gewinnt auch in den breiteren Schichten des Volkes immer mehr Boden, eine auffällige Erscheinung, da doch anzunehmen wäre, daß diese durch stoffliches Interesse weniger gehaltene, feinere Empfindungen und eine idealere Richtung fordernde Poesiegattung in Nordamerika, wie wir es uns vorstellen, am wenigsten gedeihen müßte. Doch dem ist nicht so.

Schon seit lange gab es, fern vom hastigen Getriebe der politischen Parteien, der Fabrik- und Handelswelt, dem Humbug, der Geldprahlerei und der Genußsucht der Großstädte, besonders auf den ruhigen Landsitzen Neuenglands und in Städten wie Boston und Cambridge eine stille Gemeinde, die sich dem Anbau der Kunst und Wissenschaft mit ernstem Streben widmete und, unbekümmert um das marktschreierische Treiben der Tagesliteratur im sittlich begründeten Familien- und Freundeskreise dem Schönen huldigte. Die Beschreibungen Kohls, Ampères und anderer Reisender bestätigen es. In diesen edleren Kreisen von Schaffenden und Genießenden liegen die Keime, aus denen sich, besonders nach dem Läuterungsproceß des letzten Krieges, dessen Ausgang dem mehr romanischen Süden gegenüber das anglo-germanische Element zum Siege gebracht hat, eine sittliche Wiedergeburt, ein höherer Aufschwung der Poesie zu entfalten verspricht. Den sich entwickelnden Sinn für Poesie bekundet die hohe Achtung, in der die bedeutendsten, größtentheils Neuengland und besonders Massachusetts angehörigen Dichter: ein Dana, Poe, Sprague, Halleck, Willis, Stoddard rc. stehen. Sie hat für uns fast etwas Beschämendes, doch ist das dortige für Lyrik empfängliche Publikum noch nicht durch Hyperproduction übersättigt. Vor Allem ist es auch hier die Frauenwelt, die eine große Zahl talentvoller Dichterinnen aufweist, welche die lyrische Poesie protegirt.

Für die beiden größten Lyriker gelten unbedingt Longfellow und Bryant.

Longfellow ist ein sinniger, gedankenreicher, zartfühlender Dichter, von einer reichen, durch die mannigfachsten Studien und Anschauungen genährten Phantasie, der das Instrument

der Sprache mit einer Virtuosität handhabt, wie wenige Dichter des Mutterlandes. Man möchte fast sagen, er sei zu gelehrt und zwar zu literarisch gelehrt; in seinen lyrischen Gedichten, von denen hier allein die Rede ist, spiegeln sich fast alle Literaturen Europas, er bekommt die Eindrücke aber nicht genug aus erster Hand; wer seinen amerikanischen Ursprung nicht wüßte, würde ihn kaum errathen, es fehlt ihm das für die Lyrik so wichtige nationale Element. Er sucht seine Stoffe und Scenerien öfter in der alten als in der neuen Welt und reproducirt bei seiner außerordentlichen Receptivität die mannigfachsten europäischen Dichtweisen, besonders auch die deutsch-romantische, mit hoher Vollendung, aber es fehlt ihm an Originalität und Naturwüchsigkeit, er ist mehr ein europäischer als amerikanischer Dichter.

Auch Bryant ist nicht in dem Sinne strict national, wie wir dies von einem spanischen oder französischen Dichter sagen, kein amerikanischer kann dies nach dem oben Angedeuteten sein. Auch auf ihn hat die englische Poesie, sowohl die frühere didactische als die Seeschule, eingewirkt, auch scheint unter den Spaniern Luis de Leon, dessen „Leben im Himmel“ er übersetzte, ihn besonders angezogen zu haben. Er besuchte Europa aber erst, nachdem sich sein Talent schon entwickelt hatte; die kosmopolitischen Einflüsse sind bei ihm viel geringer als bei Longfellow, und Washington Irwing nennt ihn mit Recht den amerikanischsten aller amerikanischen Dichter.

William Cullen Bryant ist zu Cummington in Massachusetts im Jahre 1794 geboren als Sohn eines hochgeschätzten Arztes, von dem der Dichter oft mit Liebe und Ehrfurcht spricht und dem er seinen großartigen „Hymnus an den Tod“ gewidmet hat. Schon früh zeichnete er sich durch poetisches Talent aus und verfaßte im dreizehnten Jahre eine Satyre in Versen auf den damaligen Präsidenten Jefferson, die das größte Aufsehen erregte. Zwei Jahre später kam er ins Williams-College und studirte daselbst mit großem Eifer die alten Sprachen. An seine poetischen Jugendjahre, wo schon früh die Natur seine vertrauteste

Freundin, sein liebster Umgang war, denkt er oft in seinen Gedichten zurück, so in „Der Bach“:

Und als des Knaben Schulzeit kam,
Und Ehrgeiz mich gefangen nahm,
Da sucht' an Deinem Blumenbord
Zum ersten Vers ich Reim und Wort,
Und o! wie da des Lebens Tag
So hell und glänzend vor mir lag! —
Die Jahre schwanden nach und nach,
Und ich, vor Alter grau und schwach,
Komm' noch einmal zu diesen Au'n,
Dich, meiner Jugend Bach, zu schaun.
Es flimmert nur im matten Glanz
Vor meinem Blick der Wellen Tanz,
Und schwach nur tönt zu meinem Ohr
Dein lustig heller Klang empor,
Du aber bist so frisch und klar,
Wie damals, als ich Knabe war.

Im Jahre 1815 trat er in Great Barington als Sachwalter auf, verließ aber nach zehn Jahren die gerichtliche Praxis, die ihm nicht zusagte. Das reizende Gedicht, „Der grüne Fluß“, schildert die unbehagliche Stimmung und seine Sehnsucht nach einem ruhigen Leben im Schooß der Natur. Während dieser Jahre hatte er aber schon manches Gedicht geschrieben und mit seiner 1816 verfaßten Thanatophis, einem seiner großartigsten und berühmtesten Gedichte, ein außerordentliches Aufsehen erregt, denn Niemand konnte glauben, daß diese gedankentiefe, formvollendete Elegie von einem zwanzigjährigen jungen Manne verfaßt sei. Er begab sich nach Niederlegung seiner Stelle nach Newyork, wo er sich an der Herausgabe der „New-York-Review“ betheiligte und auch für andere Blätter schrieb, später übernahm er die noch heute von ihm redigirte „Evening Post“. Seine Stellung in der politischen Presse war und ist von höchster Bedeutung, besonders durch sein persönliches Ansehen, mit dem es ihm gelang, die demokratische Partei, deren vorzüglichster Vertreter er ist, von Ueberschreitungen zurückzuhalten. Wie in seinen Gedichten kämpft er auch in der Tagespresse für Nationalität, vaterländische Sitte, Redefreiheit, Aufhebung aller Monopole,

kurz für liberale Principien. Er war seit 1821 verheirathet und hat zwanzig Jahre lang ein glückliches Eheleben geführt. In dem Gedicht „Das zukünftige Leben" betrauert er den Verlust seiner trefflichen Gattin in wahrhaft ergreifender Weise; einige Strophen aus dem unendlich zartgefühlten Gedicht mögen es bezeugen:

Wie soll ich in der körperlosen Schaar
Erkennen Dich in jener Welt,
Wenn Alles, was an Dir vergänglich war
Verschwindet und in Staub zerfällt?

Denn nimmer enden wird der Seele Pein,
Wenn dort mir fehlt Dein liebes Angesicht,
Der Stimme süßer Ton, des Auges Schein,
Aus welchem liebend Dein Gedanke spricht. —

Bleibt nicht, wenn Du dort wallst in Himmelsau'n,
Im Lichtgewand Dein holder Name Dein,
Werden der Blick, die sinnend edlen Brau'n,
Wenn auch verklärt, nicht stets dieselben sein?

In jener stillern Heimath lehrst Du mich
Die Weisheit, die ich hier noch oft verkannt,
Die Weisheit, die die Liebe ist, bis ich
Dein würdig mit Dir wall' im sel'gen Land.

Bryant hat, sich zeitweilig von dem Redactionsgeschäfte losmachend, eine viermalige Reise nach Europa unternommen, er war noch im vorigen Jahre in Paris und London, und zwar als bewundernswürdig rüstiger Greis im hohen Winter. Die auf seinen früheren Reisen (sie waren mit einem längeren Aufenthalte in Italien und Deutschland, auch auf Cuba verbunden) gemachten Bemerkungen hat er in seinen 1855 erschienenen „Notes of a traveller" zusammengestellt. Er bewohnt jetzt eine reizende Villa auf Long-Island und ist eine der populärsten und hervorragendsten Persönlichkeiten von Newyork. Als er vor einigen Jahren ein Jubiläum feierte, kamen Deputationen aus den fernsten Theilen des Landes zu ihm. Er ist jetzt ein fünfundsiebzigjähriger, rüstiger und geistig, auch poetisch noch zuweilen, thätiger Mann, dessen spätere Gedichte eben so wenig etwas Greisenhaftes haben, als die früheren jugendliche Unreife bekunden. Seine Photographie zeigt ein stark ausgeprägtes, noch kräf-

tiges Greisenantlitz mit langem, weißem Bart, dem etwas Barden- und Prophetenhaftes innewohnt.

Bryants Gedichte umfassen nur einen Band, sie kamen 1846 zuerst in einer von ihm veranstalteten Sammlung: „Poetical works" heraus und sind seitdem öfters in Amerika und Europa reproducirt worden. Innerhalb dreißig Jahren nur einen Band lyrischer Gedichte herausgeben und doch für einen der ersten, wenn nicht für den ersten Dichter des Landes gelten, das bedeutet jedenfalls etwas für den einen Band und zeugt von seltener Bescheidenheit und Selbstkritik.

Wie des Dichters Leben: leidenschaftslos, ruhig, befriedet, sinnig und betrachtungsvoll, so ist auch seine Poesie, die überwiegend der Didaxis und Beschreibung angehört und nur selten bewegtere Töne in Balladen- und Liederform anschlägt. Sie entspricht in dieser ruhigen Hingabe an die Natur, in dieser empfindungsvollen Reflexion und sinnigen Betrachtung seiner Individualität und ist insofern etwas Ganzes und Tüchtiges. Er verherrlicht sein Vaterland, indem er es in seiner Größe, Schönheit und Eigenthümlichkeit schildert und zwar so, wie nur ein unter solchen Umgebungen Großgewordener es vermag. Das specifisch amerikanische Colorit, die Localfarbe, in die das Kleinste und Größte, Klima, Pflanzen- und Thierwelt getaucht ist, hat zugleich für uns Europäer ein stoffliches Interesse und bietet uns den Reiz des Exotischen, auf den jedoch nicht wie bei Freiligrath und seinen Nachahmern speculirt wird. Bryants Schilderungen beruhen auf Selbstgeschautem und Erlebtem, sind einfach, wahr und treu und keine Decorationsmalereien. Dabei aber ist er nie bloßer Copist der Wirklichkeit, der die Landschaft abschreibt und das Geschaute mit gottseligen Betrachtungen und moralischen Nutzanwendungen durchwirkt. Wenn ich ihn Eingangs einen der größten Landschaftsdichter und Vertreter der beschreibenden Poesie nannte, so möchte ich dies durch eine kurze Hinweisung auf seine Vorgänger in Europa erhärten, denn er ist es, der die Gattung wieder zu Ehren gebracht und

ihr eine höhere Bedeutung verliehen hat, und das ist seine Stellung in der Weltliteratur. Die Landschaftsdichtung, die jetzt mit eben so viel Mißachtung behandelt wird, als die Landschaftsmalerei sich des Beifalls erfreut, ist eine Untergattung der beschreibenden Poesie, die im achtzehnten Jahrhundert in England, Frankreich und Deutschland in hoher Blüthe stand. Theoretisch hat Lessing in seinem „Laokoon" der ganzen Gattung den Todesstoß gegeben, indem er für die Dichtung fortschreitende Handlung verlangte und sich gegen jene Gründlichkeit erklärte, die in der dichterischen Schilderung den ruhenden Gegenstand durch die erschöpfende Fülle seiner Einzelheiten darstellen will, während doch die Phantasie das ganze Bild auf einmal verlangt. Des großen Kritiker Polemik hatte, auf die Methode eines Thomson, Delille, Haller und Brokes angewendet, ihre volle Berechtigung und hat auch auf die Entwickelung unserer Poesie äußerst fruchtreich eingewirkt, freilich hat sich die Beschreibung seit dem neumodischen Realismus wieder in andere Gattungen der Poesie, besonders in Roman und Novelle, in erschreckender Breite eingeschlichen. Statt, wie es die Aufgabe der Poesie wäre, durch Hervorhebung einzelner Punkte unsere Phantasie zur Ausmalung des Ganzen anzuregen, überhäuft sie uns mit Einzelheiten und giebt uns statt des Bildes ein — Inventarium.

Doch jene mechanische Nebeneinanderstellung von Einzelheiten war es nicht allein, was die Landschaftspoesie so unsäglich langweilig machte, es fehlte, und das ist die Hauptsache, das geistige Band, die Beseelung der Natur, die innige Beziehung zwischen ihr und dem Gemüthe des Dichters, der seine Stimmung in sie überträgt und durch sie wiederum zu Empfindungen und Gedanken angeregt wird, welche nicht wie gelegentliche Nutzanwendungen sich breit machen, sondern ein natürliches Erzeugniß des innigsten Wechselverkehrs mit ihr sind. Der ächte Dichter steht nicht vor der Landschaft wie vor einem ruhenden Gemälde, sondern indem er sie unter wechselnden Stimmungen durch-

wandelt, verändert sie sich vor seinen Augen und ruft neue Gedanken und Gefühle hervor, und so entsteht eine Seelen-Thätigkeit, die der von Lessing geforderten Handlung entspricht, denn es giebt auch eine innere Handlung. Es genügt, auf Schillers „Spaziergang" hinzuweisen und an Göthes Monologe im „Faust" zu erinnern. Eine solche innige Versenkung in die Natur kennt die antike Dichtung nicht, ihr war selbst in der Lyrik die Landschaft nur die Bühne für ihre Gestalten und Handlungen. In ihrer ganzen Tiefe finden wir sie erst in der neueren Poesie, seit mit den Engländern und Rousseau jene sentimentale Hingebung, jene ahnungs- und sehnsuchtsvolle Versenkung in die Natur aufkam, der für Deutschland Klopstock in seinen Oden und Göthe im Werther zuerst den vollen Ausdruck lieh. Seitdem hat die Lyrik überall einen überwiegend landschaftlichen Charakter angenommen, bildet sie doch in den meisten Stimmungsliedern und Elegien den Ausgangspunkt und Hintergrund. Dagegen ist die Landschaftsbeschreibung als eigentliches Thema fast aus der modernen Poetik verschwunden, selbst bei den Franzosen, die sie in ihrer poésie descriptive so fleißig cultivirten, wenn ihre Landschaft auch meistens nur ein grüner Salon und mit Bäumen besetzter Gesellschaftssaal war.

Bryant war es, wie gesagt, vorbehalten, diese Gattung wieder zu beleben und ihr einen neuen Geist einzuhauchen. Ein Blick auf Brokes, den Hamburger Senator und einst so berühmten deutschen Landschaftsdichter, den Verfasser des „Irdischen Vergnügens in Gott" (9 Bände, 1748), möge den Unterschied zwischen Prosa und Poesie zeigen. Beide, er und Bryant, sind leidenschaftliche Spaziergänger und Beobachter der Natur, beiden ist sie ein Symbol des Menschenlebens und ein Spiegel der Gottheit und beide führt sie zu philosophischen Gedanken und Nutzanwendungen, aber wie sind dieselben bei Brokes beschaffen? Er geht in seinem Gedicht „Die grünen Bäume" in den Wald. Nachdem er die mannigfache Gestalt der Aeste, Zweige und Blätter ausführlich geschildert, heißt es:

Ich zog nebst einem Blatt Papier
Ein wenig Reißblei auch herfür
Und suchte Gott zum Ruhm in schönen Bildern
Des Schöpfers Werk in Reimen abzuschildern.

Dies thut er nun unter gelegentlicher Bewunderung, wie Alles so weise vom Schöpfer eingerichtet sei, z. B. ist es gut, daß die Bäume rund sind, denn:

Wenn wir's überlegen,
Wofern ein Zweig und Stamm nicht rund,
Würd' ihm der Regen
Ohn' allen Zweifel schaden müssen.

Auch hat er beachtet

Und als was Sonderlich's betrachtet,
Daß Knospen, die entsprießen,
Nur seitenwärts aus ihren Zweigen schießen,
Und weder unterwärts entstehn,
Noch in die Höhe gehn,
Worin denn allzumal
Ein neuer Weisheitsstrahl
Für jeden, der es sehen will, zu sehen.

Und nun vergleiche man damit Bryants „Beim Eintritt in den Wald" oder seinen „Waldhymnus", der mit den Worten beginnt:

Die Wälder waren Gottes erste Tempel,

und aus dem ich nur folgende Stelle citiren will:

Ein Dom, geeignet, daß ein Betender
Dort fromme Zwiesprach mit dem Schöpfer halte.
Die dunklen Hallen, die gewund'nen Gänge,
Sie sprechen nicht von Menschenstolz und Pracht,
Und keine buntverzierte Schnörkelei
Verräth den eitlen Trieb, die schöne Form
Der Dinge, die Du schufest, zu verändern.
Doch Du bist hier, Du füllst die Einsamkeit,
Du bist im sanften Wind, der musikalisch
Hin durch der Bäume grüne Wipfel streicht,
Du bist im kühlen Hauch, der aus der Tiefe
Der Schatten leis und kaum bemerkbar weht;
Der alte, borkig graue Stamm, der Grund,
Der feuchte, frische Grund: Du bist in Allem.
Hier ist ein ew'ger Gottesdienst, hier freut
In dieser Stille, die Du liebst, Natur
Sich deiner Gegenwart. — — —

In solchen sich an die Natur anlehnenden oder von ihr ausgehenden beschreibenden Gedichten, die meistens in

Oden und Elegien übergehen, besteht Bryants Originalität und Stärke. Er hat sie alle im Miltonschen Blancvers geschrieben, den er mit seltener Kraft und Eleganz handhabt. Sie gelten fast alle der Natur, in die er sich liebevoll versenkt und die ihn in meist ungezwungner Weise zu Betrachtungen, Ahnungen und Schlüssen, zu philosophischen und religiösen Gedanken erweckt, welche freilich mit den Brokeschen teleologischen Nutzanwendungen Nichts gemein haben. Sie war ihm von Jugend auf eine treue Freundin:

Wer liebend Umgang pflegt mit der Natur
Und ihren Bildungen, dem redet sie
Gar manche Sprache; seinen frohen Stunden
Leiht sie der Stimme heit'ren Ton und lächelt
Ihm in beredter Schönheit zu; sie schleicht
Sich in sein trüb'res Sinnen ein, sie nimmt
Eh' er's gewahrt mit sanfter Sympathie,
Ihm seine Bitterkeit und heilt sein Herz.

So präludirt er in seiner schon erwähnten „Thanatophis", die die Sammlung eröffnet, seiner gesammten Poesie. Die Natur ist ihm ein Ausfluß der göttlichen Allmacht und zugleich ein Spiegel des menschlichen Lebens, ihre Erscheinungen werden ihm zu Symbolen, aus denen er Lehre, Trost, Hoffnung und Mahnung schöpft. Der Wald ist ihm ein Tempel Gottes, der Bergstrom ein Bild des menschlichen Lebenslaufs, die sich im Aether verlierende Wolke bedeutet ihm den zur Gottheit emporsteigenden Geist, die im Vergehen emporblickende blaue Genziane die Hoffnung in der Sterbestunde, der Wasservogel, der auf schwindelnd hohen Bahnen sein Nest zu finden weiß, sagt ihm, daß auch er sein Ziel erreichen werde:

Dich lenkt auf Deiner Bahn,
Der einsam fernen, eine höh're Macht,
Von ihr wirst durch der Lüfte Ocean
Du an Dein Ziel gebracht. —

Er, der so sicher Dich
Geführt die endlos lange Bahn entlang,
Er stützt, der ich hier einsam wall', auch mich
Auf meines Lebens Gang.

Wie im „Waldhymnus" stellt er sonst auch oft die ewige Zeugungskraft der Natur der menschlichen Vergänglichkeit gegen-

über, aber es kommt dabei eine pantheistische Anschauungsweise zu Tage, die mit seiner sonst oft hervortretenden Orthodoxie und Unsterblichkeitsüberzeugung nicht recht stimmen will, besonders zeigt sich ein solches Schwanken in seinem berühmten Gedicht „Leben", aus dem ich einige Strophen citire:

O Leben, muß entfliehn dein Hauch,
Der Alles, was im Staube schlief:
Insect und Vogel, Blum' und Strauch
Allmächtig in das Dasein rief?

Hinaus, hinauf zum Lichte strebt
Ein jeglich Wesen dieser Welt,
Bis wenn es seine Zeit gelebt,
Es heim zum Schooß der Erde fällt.

Hier harren die Atome mein,
(Wallt schon mein Fuß darüber hin?)
Die einst in Luft und Sonnenschein
Das werden, was ich jetzo bin. —

Wohl, die so rasch dahin geflohn,
Auch ich verlebte meine Zeit,
Und sah, der dunklen Scholle Sohn,
Von fern der Gottheit leuchtend Kleid.

Wo, kehren wir zum Staub zurück,
Wird unsre letzte Wohnung sein?
Schließt sie der Liebe heil'ges Glück,
Das Denken, die Erinn'rung ein?

Solchen Fragen und Zweifeln gegenüber hat die Mehrzahl seiner spätern Gedichte einen bejahenden, versöhnenden Abschluß und zeugt von einer beruhigten Seele und geläuterter Weltanschauung. Dieselbe fehlt gerade vielen der früheren Gedichte, in denen die Pracht der Sprache und der naturfrische Realismus der Bilder eine gewisse Unklarheit und den Mangel fester Ueberzeugungen verdecken. Er kommt darin über die Verherrlichung der Naturmächte und einen gewissen Pantheismus nicht hinaus, wie es ihm auch nicht gelang, in seinem beschreibenden Lehrgedicht: „Die Zeitalter" die Fortentwickelung der Menschheit zu höheren Zielen befriedigend zur Anschauung zu bringen.

Doch die Natur veranlaßt ihn nicht bloß zu metaphysischen Speculationen, er setzt sie auch, wie z. B. in

dem tieferschütternden Gedicht: „Die Erde" zu Schuld und Elend der Welt in Gegensatz, und hier ist seine Wirkung eine äußerst wohlthuende, hier wird er frei von dem Druck und der Enge des Lebens, aus dem er floh, und wir werden es mit ihm, wenn er uns in den tausendjährigen Urwald, an die gigantischen wasserreichen Ströme und Seen, in die Prairien, — „der Wüste Gärten, noch ungemäht und grenzenlos und schön", — an die Küste des Meeres, — „das ewig nagt am Saum der Länder" — dessen Erhabenheit er zu schildern weiß, wie kaum einer der hierin so großen Engländer, führt.

Die Blicke, die er von hier, von der selbst gewählten Einsamkeit aus ins Leben, in die Geschichte, Politik und Gesellschaft thut, sind trotz des Hasses, den ihm die sittliche Verderbniß einflößt, doch zu allgemein und abstract, um ihn von der Höhe philosophischer Betrachtung zu individuellen und satyrischen Schilderungen, wozu ihm Talent und dramatische Lebendigkeit zu fehlen scheint, herabzuziehen. Der Ingrimm, mit dem Byron und seine Schüler aus der Naturversenkung in Stadt und Gesellschaft hinüberblicken und das Idyll wieder zur Satyre umschlagen lassen, davon hat er nur selten einen Anflug. Auch jene Sentimentalität, die sich in spielenden Gegensätzen zwischen dem idyllisch gefaßten Landleben und der Stadt gefällt, ist ihm fremd. Vor solcher Weichlichkeit, wie wir sie von Matthisson her kennen, bewahrte ihn sein durch die republikanische Erziehung entwickelter gesunder, männlich amerikanischer Sinn. Freilich sehnt er sich oft nach Ruhe von des Tages Last und Mühe im Geräusch der Stadt, wie in dem schönen Gedicht „Mittag", wo er Stadt und Land gegenüberstellt, aber in welchem Sinne?

Wir, in der Mannheit Höhe, in der Kraft
Des Denkens, wir, voll Eile, Lärm und Sorge,
Wir schmieden Pläne, ringen, schaffen, kämpfen,
Und ruhn nie aus, den Geist uns zu erfrischen
An jener stillern Schönheit, die harmonisch
Aus Gottes Universum strahlt, die wir
Als Jünglinge bewunderten, wir ruhn

Nicht aus, nach unsres Daseins Zweck zu forschen,
Die Achtung zu bedenken, die ein Mensch
Dem andern schuldet, das Geheimniß,
Das uns mit jener größern Welt verknüpft,
An deren Saum wir kurze Zeit nur weilen.

Als Probe seiner Compositionsweise, die dadurch eine ächt künstlerische ist, daß er die ruhende Landschaft durch subjective Betheiligung und Vorführung von Lebens- und Culturbildern belebt, diene ein Hinblick auf das längere Gedicht „Die Quelle“, dem viele andere, die sich gern mit Darstellungen aus dem Leben der ersten Ansiedler, der Jäger und Hinterwäldler, aus der ruhigen Colonisationsarbeit der Einwanderer im Gegensatz zu dem unsteten Treiben der Indianer befassen, zur Seite stehen. Der Dichter führt uns in die tiefe Einsamkeit des Waldes, an den blumigen Rand einer Quelle und ergeht sich in Ausmalung dessen, was hier im Lauf eines Jahrhunderts vorgegangen. Sie floß, überdacht von Steineiche und Plantane, in deren Zweigen der Colibri spielte, dahin, nur besucht vom Wolf, vom schlanken Hirsch und plumpen Bären. Plötzlich wird ihr Gemurmel vom wilden Kriegslärm übertönt, ein verwundeter Indianerhäuptling schleppt sich mühsam an ihren Rand, dort den brennenden Todesdurst zu stillen. Nach längerer Zeit hat sich dort der Ansiedler mit Pfählen und Zweigen eine Hütte erbaut und nun schließt das Gedicht mit einer reizenden Schilderung des Hinterwäldlerlebens und der werdenden Cultur. Aehnliche Anschauungen enthält „Die Prairie“, durch die der sinnende Dichter reitet:

— — Bei meinem Nah'n
Flieht ins Gebüsch das anmuthsvolle Wild.
Der Colonist, die Biene, die noch kühner
Vordringt als der, mit dem sie hergekommen,
Erfüllt mit ihrem Summen die Savanne
Und birgt wie einst in gold'ner Zeit den Honig
Im hohlen Eichenstamm.

Indeß Bryants landschaftliche Poesie geht keineswegs im Contemplativen und im subjectiven Gedanken- und Gefühlsausdruck auf. Er giebt uns auch mannigfache

Situations= und Culturbilder, in denen die Landschaft nur den Hintergrund bildet, und wo die hineingesetzten Personen keine todte Staffage sind; dieselben leben und empfinden und sprechen in der ihrem Charakter angemessenen Weise, so der Jäger, der seiner europäischen Braut ein Ständchen bringt:

Gebaut ist Deine Hütte,
Du schöne Jägerbraut,
Wo fern durch die Savannen
Der Wald herüberschaut.
Durchwandert hab' ich hin und her
Das weite Westrevier
Doch nirgends fand ich einen Platz
So schön wie diesen hier u. s. w.

Mit welchem Jubel spricht der Prairiejäger die Freude über seine unbegränzte Freiheit im Beginn des gleichnamigen Gedichtes aus:

Hier bin ich frei, der Dörfer Rauch
Trübt nirgends mir des Tages Licht,
Hier kommt der Blüthen frischer Hauch
Aus Feldern, die kein Pflug zerbricht.
Mit ihr, die mir zu Lieb' die Welt
Verließ, mit Roß und Feuerrohr
Durchstreich' ich dieses grüne Feld,
Das ich zum Jagdrevier erkor.

In dem originellen Gedicht: „Liebe am Nordpol", wo durch des Dichters Vorrecht selbst den armen Bewohnern jener eisigen Regionen zarte Empfindungen beigelegt werden, findet sich folgende Beschreibung des plötzlich erwachenden nordischen Frühlings:

Die lange, lange Winternacht
Entschwand in düst'rem Grau,
Der Sonne Ball in stolzer Pracht
Rollt durch der Lüfte Blau,
Und frisch wie Deines Odems Hauch
Entsteigt ein Duft dem Weidenstrauch,
Der Sommer kommt, o schau.

Nun ist's der lange, helle Tag
Hörst Du den dumpfen Schall?
Es lös'te sich das Eis und brach,
Hell schimmert's überall.

Der Schneeberg rollt herab zum Meer,
Und schäumend von dem Abhang her
Wälzt sich der Wasserfall.

In das Leben und die Anschauungsweise, in die Sitten und Sagen der unglücklichen, dahinschwindenden Indianerstämme werden wir oft vom kundigen Dichter geführt, der seinen Schilderungen ein großes ethnographisches Interesse zu leihen weiß, so im „Berg des Monuments", im „gemalten Becher", in „das fremde Weib" u. s. w.

Ihr Verhältniß zu den mit ihrer Colonisationsarbeit vordringenden Europäern ist oft ein feindliches, oft aber auch ein freundschaftliches und führt mitunter zu einem Liebesbund, wie er im „Liede von den Pitcairusinseln" so reizend geschildert ist. Hier bittet die Indianerin ihren europäischen Geliebten in naiv-anmuthiger Weise, sie, damit sie ihm immer besser gefalle, in europäische Sitte und Bildung einzuführen. Im „Klagegesang der Indianerin", der lebhaft an Schillers „Nadovessische Todtenklage" erinnert, bleiben wir ganz in der indianischen Anschauungsweise:

Die Pelzsandalen stickt' ich Dir
Zur Reise nach dem fernen Strand
Und legte Pfeil und Bogen hier
In Deine kalte, starre Hand,
Den Bogen, oft zum Kampf gespannt,
Die Pfeile, nie umsonst versandt.

Nachdem sie noch weiter für seine Bedürfnisse zur Reise ins Jenseits gesorgt, wo ihn im lichten Sonnenreich der Gruß der Helden erwartet, hofft sie ihm bald zu folgen und ihn am Ufer eines stillen klaren Sees wiederzusehen:

Dort harrst Du, bis empor zu Dir
Mein Geist sich schwang aus dieser Welt,
Und wunderst Dich, daß mich's noch hier
Zurück vom Land des Friedens hält;
Dir ist, als kläng' in jedem Ton
Das Rauschen meiner Schritte schon.

Doch es würde den mir gesteckten Raum überschreiten, wollte ich den Dichter, auf dessen erhabene Naturbeschreibung in der „Winterlandschaft", im „Wettersturm" und in „der See", und vor allem im „Gesang der Sterne",

wo sie fast das der Phantasie Erschwingbare überfliegt, ich aufmerksam mache, weiter folgen. Ich erlaube mir auf meine „Amerikanischen Gedichte von Bryant" (siehe das Vorwort) in poetischer Nachbildung, diejenigen, die sich näher mit ihm bekannt machen wollen, zu verweisen und füge nur noch Einiges zur Vervollständigung des Bildes hinzu.

Bryant hat auch eine dem politischen und historischen Leben zugewendete Seite und geht nicht ganz als Dichter im Naturquietismus auf, seine Stellung als Vertreter einer der bedeutendsten Zeitungen läßt das erwarten. Er hat auch populär gewordene Vaterlandslieder gedichtet, z. B. „Das Jahr siebenzehnhundertsechs und siebenzig":

Vom Waldland kam die Heldenschaar,
Als durch das neuerwachte Land
Der Freiheit Ruf erklungen war 2c.

und „Der zwei und zwanzigste December":

Wild war der Tag, des Winters Meer
Schlug schaurig an Neu-Englands Strand,
Da zogen ernst und frei daher
Die Väter durch das wüste Land 2c.

Er nimmt auch Theil an Europas geschichtlichem Leben, das beweisen seine schönen, der griechischen Erhebung gewidmeten Gesänge und seine elegischen Hinblicke auf Italien.

Aber ein eigentlicher politischer Volks- und Nationaldichter in der einschneidenden Weise eines Béranger zu sein, dazu fehlt es Bryant sowohl als Longfellow an Leidenschaft, Schlagkraft und Schärfe. Beide haben auch, soviel mir bekannt, sich nicht am letzten großen Kriege poetisch betheiligt.

Fassen wir schließlich unser Endurtheil über Bryant zusammen, so möchte es folgendes sein:

Bryant ist kein Dichter von vielseitiger Begabung, er ist hauptsächlich bedeutend in der Beschreibungs- und Reflexionspoesie, seine Gedanken und Empfindungen haben fast immer dieselbe Richtung, sie gehen meistens aufs Ernste, Würdige und Erhabene wie bei unserm Klopstock, dessen

Geistesverwandter er ist. Wer in der Poesie vor Allem Handlung, Spannung und Leidenschaft sucht, dem wird er leicht eintönig erscheinen, besonders bei anhaltender Lectüre, aber es ist bei ihm eine Eintönigkeit, Ruhe und Natürlichkeit, die dem Forcirten gegenüber, das sich oft in unsrer Lyrik als genial geberdet, wohlthut. Obgleich er sich mitunter in die Tiefen der Speculation verliert, wo düstre Betrachtungen, ungelöste Räthsel und Zweifel ihm entgegentreten, so ist doch sein Gemüth ein im Ganzen ruhiges und versöhntes, und er spricht, ohne Furcht vor dem Schein des Gemeinplätzlichen, — davor bewahrt ihn die Schönheit und Kraft seiner Darstellung, die Neuheit und Frische seiner Bilder und sein meist prachtvoller, aber immer melodisch und natürlich dahinströmender Vers, — gern die Ueberzeugungen aus, die in Aller Bewußtsein leben. Der Literarhistoriker wird außer seiner Bedeutung für die Landschaftspoesie vielleicht nur in ihm einen Fortsetzer Gray's, Cowper's und der Seeschule, mit der er die sinnige Naturbetrachtung, aber nicht ihre Kleinmalerei theilt, sehen; aber für sein Volk, dem er die Größe und Schönheit seines Landes enthüllt, dem er die besten Seiten des amerikanischen Wesens zeigt, dem er nur Reines, Edles und Gesundes bietet, ist er ein Wohlthäter geworden und wird auch für den Ausländer, dem die Poesie nicht bloß eine literarische Erscheinung, sondern ein Herzensbedürfniß ist, trotz seiner Einseitigkeit immer viel Anziehendes haben.

Ich beschließe diese Skizze mit einem seiner kleinen Lieder, das, ohne allegorisch gemeint zu sein, den eigentlichen Kern seiner Poesie charakterisirt, es ist als redete er seine Muse an.

Du frische, liebliche Gestalt,
Die Du geboren bist im Wald,
Zuerst begrüßten auf der Welt
Dich Baum und Busch, vom Licht durchhellt.

Du schweiftest in der Kinderzeit
Umher in grüner Einsamkeit,
Es strahlet ihrer Schönheit Zier
Im Herzen und im Antlitz Dir.

Der Felsen und der Bäume Nacht
Ist schwarz wie Deiner Locken Pracht,
Dein Schritt ist wie der Wind so leicht,
Der spielend durch die Blätter streicht.

Es ist dein Auge, klar und mild,
Ein Quell, d'rin strahlt des Himmels Bild,
Die Wimper gleicht dem Uferkraut,
Das in dem Bächlein sich beschaut.

Des Dickichts nie betret'ner Raum
Ist wie dein Herz so schuldlos kaum;
Ein heil'ger Friede wohnt bei Dir,
Wie rings im stillen Waldrevier.

Johann Christian Günther.

Günthers Bild verlangt keinen allzugroßen Rahmen, es erhebt sich so hell und stark auf dem Hintergrunde der Zeit, daß Verhältniß und Gegensatz, in denen er zu ihr steht, einen nicht uninteressanten Reflex auf dieselbe werfen.

Es ist die Grenzscheide zweier Jahrhunderte, das Ende des siebzehnten und der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts, in dem die Dämmerung eines neuen Tages geistiger Erhebung und nationalen Bewußtseins sich erst leise verkündet. Hätte Günther länger gelebt, hätte er den Aufschwung, den Friedrichs des Großen energie- und thatenreiches Auftreten hervorrief, mit empfinden können, so würde seiner Poesie ein großer, nationaler Inhalt zugeflossen sein, den ihm seine Zeit nicht bot.

Der Sänger des Türkenbesiegers Prinz Eugen, des edlen Ritters, würde den Helden des siebenjährigen Krieges in schwungvolleren, frischeren und natürlicheren Tönen besungen haben, als es die Gleim und Ramler vermochten. So aber war Alles, was sich ihm in seinem eignen Vaterlande darbot, dürr und öde. Politisch fehlte es dem in unzählige Staaten und Kreise zerspaltenen deutschen Reiche an einem gemeinsamen Mittel-, Hebe- und Zielpunkt, an jeder umfassenden Lebensaufgabe, in deren Verfolgung das Nationalgefühl sich hätte stärken und erfrischen können. Von einem öffentlichen, von einem Vertretungsleben war kaum die Rede. Alles wurde bureaukratisch und canzleimäßig ver-

waltet, und die geistigen Bestrebungen, die in einzelnen Sphären der Wissenschaft, besonders in Philologie, Philosophie und Theologie wieder emportauchten, standen in zu geringer Wechselwirkung mit dem Gesammtleben der Nation, als daß sie für die Kunst und speciell für die Dichtkunst hätten befruchtend sein können. Was sich im Kreise der Gelehrten und Schulen von Besserem regte, drang nur vereinzelt und allmälig in den Kern der Nation, in die Breite des volksthümlichen Lebens. In den unteren und mittleren Schichten waren die Verheerungen des dreißigjährigen Krieges noch überall zu spüren, nicht allein in Verarmung und Kümmerlichkeit, sondern auch in sittlicher Verwilderung und Rohheit. Die Zügellosigkeit der Soldateska, die Lebensweise der fahrenden Handwerksburschen, der vagabundirenden Bettler und Abenteurer bekundet es, auch das Studentenleben, während auf den Schulen schon eine strengere Disciplin herrschte, war von einer Ungebundenheit, die sich nur allzusehr in Günthers Gedichten wiederspiegelt. Innere Rohheit herrschte im Grunde auch bei den äußerlich polirten Adligen, die, ungleich ihren Vettern in Frankreich, Spanien und England fast Nichts zur Hebung nationaler Kunst und Wissenschaft thaten. Bei ihnen mußte die französische Politur die mangelnde Bildung ersetzen, sie folgten in charakterloser Hingabe an's Fremde und in nationaler Entäußerung dem Beispiele ihrer Herren und Meister, der deutschen Fürsten, an deren Höfen sie Genuß und Versorgung suchten. Diese aber waren mit wenigen Ausnahmen äffische Nachahmer Ludwigs XIV., sie machten aus ihren Residenz- und Lustschlössern kleine Trianons und Versailles, wo in Etiquette, Mode und Costüm Alles, was beim stolzen König eine gewisse Größe und Berechtigung hatte, zum Zerrbild wurde, weil die innere Grundlage fehlte.

Zwischen diesen beiden Sphären, zwischen der entnationalisirten, französisch parlirenden, von emigrirten Hofmeistern zugestutzten Noblesse und dem ganz ungebildeten Volk und Bauernstande in der Mitte schwebend, bewahrte der Bürgerstand, wenn auch seine Frische und Kraft, seine frühere

geistige, mercantile und industrielle Regsamkeit geschwunden war, doch noch manche ehrenwerthe Seite, aber beim Mangel an aller politischen, geistigen und künstlerischen Anregung verknöcherte sich die angeerbte Ehrenhaftigkeit, das traditionelle Haften am Alten ins Philisterhafte, Zopfige und Steife, oder der Spießbürger emancipirt sich, blickt lüstern zu den Genüssen und Vorrechten der Großen empor, nähert sich ihnen in submissester Weise, sucht es ihnen gleich zu thun und verliert darüber allen sittlichen Halt.

Bei den protectionssüchtigen Gelehrten, besonders aber bei den hungernden Schöngeistern trat diese Entäußerung persönlicher Würde in schmählichster Weise hervor, und nie hat es eine Zeit gegeben, wo die Dichtkunst, alles höheren Schwunges baar, aller Selbstbestimmung entsagend, so wie damals in ihr letztes Stadium, in bloße Hof- und Gelegenheitsdichterei versunken war. In diese Zeit fiel Günther. Um seine ganze Bedeutung zu würdigen, bedarf es eines Blickes auf die Literatur. Nach den frischen Regungen, die die im 13. Jahrhundert von ihrer Höhe herabgesunkene Poesie durch die geistbefreiende Wirkung der Reformation und den kraftvollen Aufschwung der Städte im Volks- und Kirchenliede, im Hans Sachsschen Lustspiel, im Fischartschen Humor gezeigt hatte, war sie unter den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges, unter der wachsenden Fürstenmacht und der allmäligen Auflösung des deutschen Reiches immer tiefer gesunken. Zwar erklang hier und da noch ein reinerer Naturton, eine tiefere Empfindung in den Volksgesängen, in den religiösen Liedern eines Paul Gerhard und anderer, zwar suchten Satyriker wie Moscheros, Lauremberg und Logau die antinationale Richtung der Zeit zu bekämpfen, aber dies Alles war von keiner nachhaltigen Wirkung. Es hatte sich neben der volksthümlichen eine gelehrte Kunstpoesie entwickelt, die den Geist des Alterthums, der ihr zum Theil durch die Verwässerungen der Franzosen, Italiener und Holländer vermittelt wurde, nur sehr unvollkommen widerspiegelt. Die Bestrebungen eines Opitz und der ersten schlesischen Schule, die immerhin gegen die Rohheit der

Volksdichtungen einen Damm bildeten, die Bemühungen der sogenannten Pegnitzschäfer und der sprachreinigenden Gesellschaften konnten der Poesie kein neues Leben einhauchen; ein solches erwachte auch nicht, als die Dichter der zweiten schlesischen Schule gegen die regelrechte Dürre der ersten sich auflehnten und dabei in Schwulst und Phantastik verfielen, um in eine ganz prosaische Convenienzpoesie umzuschlagen, deren Vorbild die pseudo-classische Muse Frankreichs war.

Das Gelegenheitsgedicht wurde, wie gesagt, die fast allein herrschende Gattung der Poesie, und mit ihm hatte ihre letzte Stunde geschlagen.

Der Ausspruch Christian Weißes: „Ein junger Mensch, der sich mit Ehren in der Welt sehen lassen will, muß in Nebenstunden etliche Verse schreiben", wurde der allgemein gültige. Noch Gottsched empfahl sein Buch: „Versuch einer kritischen Dichtung (1742) vor die Deutschen" damit, „daß es dazu diene, alle Arten von Gelegenheitsgedichten auf untadeliche Art zu verfertigen". Auf Schulen und Universitäten, bei Bürgermeisteraufführungen, bei Bewillkommungen und Abschiedsfeierlichkeiten, bei Geburts- und Todesfällen, Taufen und Hochzeiten war ein Gedicht unerläßlich. Daher kam es auch, daß das Geschäft seinen Mann ernährte. Der sächsische Hofpoet Besser sagt von sich: „Ich habe von Natur Neigung zur Poesie gehabt und meine, man thut Unrecht, die Kinder von etwas abzuhalten, wozu sie Lust haben, maßen die Poesie nicht allein zu meinem Glücke am meisten beigetragen, sondern mir auch die meisten Einkünfte gebracht hat". Das Honorar für solche Dienstleistungen nannte man eine „Erkenntlichkeit", selbst so hochstehende Gelehrte wie Gottsched nahmen es nicht übel, wenn man sich „erkenntlich" bewies, doch, scheint es, brachte die Sache nicht viel ein, die Masse mußte es thun. Günther spricht einmal von 14 Groschen für ein Hochzeitsgedicht. Wie in England und besonders in Frankreich und Italien, wo mitunter ein einziges Sonett eine lebenslängliche Pension erwirken konnte, die Poesie von den

Großen protegirt wurde, davon hatte man in Deutschland keine Ahnung. Selbst die angestellten Hofdichter, die „Pritschmeister“ hießen, hatten es sauer genug. Neben ihnen und den Gelegenheitsdichtern von Profession gab es noch literarische Bönhasen. Wer nur irgend Verse machen konnte, that es bei fürstlichen Geburtstagen, in Lobgedichten auf hohe Gönner und Vorgesetzte. Besonders aber setzten die Todesfälle eine Menge trauernder Dichterfedern in Bewegung. Ein wohlgesetztes Leichengedicht gehörte bei Familien vom Stande zum Ceremoniel, es wurde in einen schwarzen Band gebunden, überreicht. Daß es bei Hervorhebung der Tugenden des oder der Verklärten auf eine Handvoll Noten nicht ankam, versteht sich von selber; auch ging es nicht anders, denn die Gedichte wurden sehr lang gewünscht. Der Hamburger Dichter Brokes empfing vier Trauergedichte auf den Tod seines Sohnes und antwortete darauf in denselben Endreimen. Besser schrieb ein neun Seiten langes Leichencarmen auf den Tod seiner Frau im eignen Namen, außerdem noch eins im Namen jedes Kindes. Der Abt Mosheim bat Gotsched um ein Trauergedicht für seine Frau, da er selber keine Verse zu machen wisse und schickte ihm ein Verzeichniß ihrer vortrefflichen Eigenschaften. Dasselbe wird für eine kleine „Erkenntlichkeit“ geliefert. Mosheim ist zufrieden, bemerkt aber, es müßten noch ein Paar Verse hinzukommen, „denn ich muß doch als ein Lehrer der geistlichen Weisheit zuletzt etwas von der Gelassenheit in Gott und der christlichen Geduld erwähnen“. Je überschwenglicher und ferner vom einfachen Ausdruck, desto besser waren diese Gedichte. Antithesen, Hyperbeln und gelehrte Anspielungen waren mit dem gesammten mythologischen Apparat die Hauptwürze dieser unsäglich langen und breiten, im Alexandrinervers einhertrampelnden Gedichte. Am stärksten tritt diese Verzerrung aber dann hervor, wenn die Muse auf hohen Absätzen zu Hofe geht, wenn sie den Reifrock anzieht, sich die Perrücke aufsetzt und Schönpflästerchen aufklebt, um ein fürstliches Beilager, eine prinzliche Taufe oder ein hochseliges Ableben zu besingen.

Doch es würde zu weit führen, wollte ich den Leser noch länger durch diese Geschmacklosigkeiten, wo Geziertheit und Rohheit des Ausdrucks dicht nebeneinander stehen, durch diese ödeste Periode unserer Literaturgeschichte, eine der trostlosesten, die Deutschland je erlebt hat, hindurch führen. Blicken wir noch auf die andren Zweige der schönen Kunst und Literatur, so ist auch hier die geistige Nahrung für das Publikum, das keine fremden Sprachen trieb, eine sehr dürftige; etwas Musik wurde freilich gemacht, zu einer hebenden Wirkung brachte es dieselbe aber erst, als Sebastian Bach und Händel die deutsche Tonkunst zu selbständiger Geltung erhoben, und die italienische und französische dagegen zurücktraten. Aehnlich war es mit den zeichnenden Künsten, die, nachdem sie von der Höhe Dürers und Cranachs herabgesunken waren, erst um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts einen neuen Aufschwung nahmen. Gelesen wurde fast Nichts, als die Hauspostille oder jene elenden Reimereien, die sich für religiöse Poesie ausgaben, und andrerseits die schwülstigen, breitgetretenen, oft schlüpfrigen Romane der zweiten schlesischen Schule nebst Robinsonaden und andren geschmacklosen Producten. Die kaum erst beginnende deutsche Bühne, auf der als fremde Importation das Ballet und die Oper in den reicheren Städten mit großer, aber geschmackloser Pracht sich breit machte, lebte, wo nicht Hanswurstiaden und Haupt- und Staatsactionen agirt wurden, von den schlecht übersetzten Brosamen des Auslandes. Wenn unter solchen Umständen, in so verknöcherter und verwilderter Zeit ein Dichter wie Günther auftritt, der ganz und gar von Innen herausdichtet und in so wahren, frischen und natürlichen Tönen singt, wie sie erst in Göthe's Liedern wieder gehört werden, so muß man seine Erscheinung wohl eine bedeutende nennen.

Die folgende übersichtliche Skizze seines Lebens könnte fortwährend mit Stellen aus seinen Liedern belegt werden, das aber ist ein Zeichen seiner stark ausgeprägten Subjectivität. Er hat es zuerst wieder gewagt, sein ganzes Innere mit Allem, was ihn bewegt, hebt und niederwirft,

unverhohlen in seinen Gedichten bloßzulegen. Das rein Menschliche: Zorn, Haß, Liebe, Freudenjubel und Zerknirschung tritt uns aus ihnen mit einer Wahrheit entgegen, die man eine erschreckende nennen könnte, wenn sie nicht zum Theil wenigstens durch Schönheit der künstlerischen Form verklärt würde.

Johann Christian Günther wurde 1695 zu Striegau in Schlesien, dem alten Poetenlande, geboren und wird oft der letzte Schlesier genannt, obgleich er sich bald vom Einfluß dieser Schule frei machte und einen andern Weg einschlug. Seine bedeutenden Anlagen, verbunden mit einem lebendigen Lerntrieb, zeigten sich früh, und er verlebte, wenn auch in beschränkten Verhältnissen, unter der Obhut seines strengen, aber um seine Erziehung eifrig beflissenen Vaters, eines Arztes, eine glückliche Jugend, auf die er in der Zerrissenheit seines spätern Lebens noch oft mit Wehmuth zurückblickte.

Wo ist die Zeit, die gold'ne Zeit,
Worin ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind und trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohlgefiel,
Und durft' an keinem Morgen
Vor Kleid und Nahrung sorgen.

Die Einfalt gab mir Fried' und Ruh,
Der Unverstand viel Glücke,
Es setzte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke.
Kein Ehrgeiz plagte Geist und Sinn,
Ich lebt' in aller Hoffnung hin
Und fühlte kein Entzünden
Noch unbekannter Sünden.

Da es dem Vater an Mitteln fehlte, ihn studiren zu lassen, er aber durchaus ein Gelehrter werden wollte, so nahm ihn ein Freund zu sich nach Schweidnitz und ließ ihn dort die Schule besuchen. Während er in den classischen Studien, auf die sich der damalige Unterricht beschränkte, bedeutende Fortschritte machte, kam zuerst der „Dämon" der Poesie über ihn. Das Wort ist hier keine Phrase, es ist

hier am Platz, denn die Poesie, statt sein Leben zu begleiten, leitete es und führte ihn, da es ihm nicht vergönnt war, sich bis zu dem Punkt durchzuarbeiten, wo die Wirklichkeit sich wieder mit dem Ideal versöhnt, zu allen Verirrungen, an denen er zu Grunde gegangen ist. In diesem Sichauflehnen gegen die Norm des Bestehenden, in dieser Hingabe an die Erregungen des Augenblickes, an die Leidenschaft, die sich durch keine ethische Rücksicht, durch kein Gesetz der Sitte beschränken läßt, ist er ein Vorläufer aller jener in der Künstler- und Dichterwelt so häufig verloren gegangenen Genies bis zu Rameau, Savage, Lenz und Grabbe herab geworden. Er machte bei jeder Gelegenheit Verse und hatte unter seinen Mitschülern schon durch seine Leichtigkeit darin einen großen Ruf erworben. Bei seinem Abgange vom Gymnasium führten dieselben sein erstes und letztes Trauerspiel auf, das noch sehr an Lohenstein'schem Schwulst laborirt, aber in seinen lyrischen Partien Proben seines Talentes giebt. Es heißt: „Die von Theodosio bereute und von der Schuljugend vor Schweidnitz am 24. September 1715 vorgestellte Eifersucht."

Wittenberg, das er bezog, um nach seines Vaters Wunsch Medicin zu studiren, war damals eine der wildesten Universitäten, und bald erfaßte ihn, der seinem Brodstudium keinen Geschmack abgewinnen konnte, das rohe Studentenleben mit seiner ganzen Gewalt. Tobende Gelage in räucherigen Kneipen bei Bier und Branntwein, Holzereien mit den Landsmannschaften, den Pedellen und Bürgern, Sporengeklirr und Säbelgerassel, kurz man kann sich's nicht roh und wild genug denken. Von Günther existirt eine Reihe Studentenlieder aus dieser Zeit, von denen auch einige in die Commersbücher übergegangen sind. Eines darunter, das unverkennbar die Anregung zu „Voßens Neujahrslied" gegeben hat, ist bis auf den Schluß, der geradezu ins Gemeine und Rohe fällt, von poetischem Werth und beginnt:

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein

Unsern Lenz verkläret.
Grab und Bahre warten nicht,
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheeret.

In halb soldatischer Burschentracht, den Raufdegen an der Seite, fünf Federn auf dem Hut, etwa wie uns Zachariä seinen Renommisten beschreibt, machte er das Burschenleben gründlich durch, betrank sich und lebte im Kreise seiner lustigen Brüder den Eingebungen des Augenblicks. Aber wunderbar, mitten unter diesen Ausschweifungen, die mit Reue, Zerknirschung, kurz mit einem moralischen „Katzenjammer" wechselten, hörte er nie auf, zu dichten, sei es, daß er seine Briefe, wie oft geschah, in Versen schrieb und daß er bestellte Gelegenheitsgedichte machte, sei es, daß er sich jeder Rücksicht entschlagend, wie ein poetischer Don Juan alle Schönen der Stadt besang, hat eines seiner Gedichte doch die Ueberschrift „Auf die ihm so beliebte Abwechselung im Lieben". Andere Ueberschriften derartiger Gedichte sind folgende: „Als er einen dichten Rausch hatte", „Als er von seinem Nebenbuhler fürchtete, abgestochen zu werden", „An ein Weibsbild, als Einer gehängt wurde". Der unzähligen Lieder an allerlei Flavien, Psyllis, Celinden und Rosetten nicht zu gedenken.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, da seine Gedichte sich mehrmals darüber aussprechen, daß zu seinem feurigen Temperamente ein ihn tief erschütterndes Ereigniß hinzukam, um in ihm eine Wandlung, den Trotz der Verzweiflung, der von nun an sich seiner bemächtigte, hervorzurufen. Es war dies die Untreue seiner Jugendgeliebten, der von ihm vielbesungenen Leonore Jachmann, der Tochter eines Arztes, die nach noch vorhandenen Proben nicht ohne poetisches Talent gewesen zu sein scheint. Er hatte sich romantischer Weise mit ihr schon als Primaner auf einem Kirchhofe versprochen und erfuhr nun, daß sie, dem Drängen ihrer Eltern nachgebend, sich mit einem älteren begüterten Manne verheirathet habe. Diese mit erneuter Gluth wiedererwachende Liebe bildet bei aller Zerfahrenheit seines Wesens

den rothen Faden in seinem Seelenleben und hat ihn zu den schönsten seiner Lieder begeistert, in denen man die ganze Entwickelung des Verhältnisses verfolgen kann.

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n,
Und dann soll ein Grab von Laube
Milder als Dein Herze sein.

So sang Günther, während seine Zeitgenossen sich im Drechseln gezierter Phrasen übten oder in der platten, aber glatten Weise der Kanitz, Neukirch und Richey die trivialsten Dinge in langgezogenen Versen ausspannen. Was Innigkeit des Gefühls, Gluth der Leidenschaft und Melodie des Tonfalls anbetrifft, so steht Günther bis zu Göthe einzig da und übertrifft selbst den ihm in Fülle und Wohllaut des tönenden Ausdrucks verwandten G. A. Bürger; man denke nur an das schöne Lied:

Gedenk' an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entriss'nes Kind.

Durch Freunde, die Günther mit seiner anziehenden Persönlichkeit, seinem Witz, seinem liebenswürdig offenen Wesen überall fand, von seinen Schulden befreit, ging er nach Leipzig, wo der Ruf seiner poetischen Fähigkeiten ihm bald wieder Gönner verschaffte und wo er sich Anfangs zusammen nahm, denn Leipzig war damals ein „klein Paris", und Gelegenheit hatte, sich in höheren Kreisen zu bewegen. Vor Allem baute der einflußreiche, gelehrte Professor Menke, selbst Dichter, wenn auch ein schlechter, große Hoffnung auf sein Talent, und Günther schien sie erfüllen zu wollen. Das Glück winkte ihm. Prinz Eugen hatte jenen glänzenden Sieg bei Belgrad im Jahre 1718 über die Türken erfochten, der den für Oesterreich so äußerst günstigen Frieden von Passarowitz herbeiführte. Von Menken dazu aufgefordert, schrieb Günther seine berühmte „Friedensode" zur Verherrlichung des prinzlichen Helden in fünfhundert, sage in fünfhundert Versen. Der

Anfang ist sehr schwungvoll, einige Stellen sind meisterhaft, und es ist bezeichnend für ihn, der zum regelrechten Elogendichter nicht geschaffen war, daß er den pathetisch feierlichen Ton mitunter durch realistische Schilderungen voll derben Humors unterbricht. Welchen Glanz, welche Energie er der deutschen Sprache zur Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung zu verleihen wußte, zeigt folgende Strophe, die an den Ton der Kampfeslieder Bertram de Borns, des Troubadours, erinnert:

Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von Fernen,
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk strebt,
Den wilden Haufen anzurennen,
Und wer nicht schärfer sinnt, als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Das Gedicht machte mehr Glück, als sein Verfasser, es begründete seinen Ruhm und wurde in mehrere Sprachen übersetzt; von Seiten des Wiener Hofes brachte es ihm ein huldvolles Schreiben, aber keinen Groschen ein, und vor Allem nicht die gewünschte Hofdichterstelle. Zu einer solchen war jedoch Aussicht in Dresden beim luxuriösen, vergnügungslustigen König August. Der bisherige „Pritschmeister", der schon genannte Herr von Besser war alt und abgängig geworden. Man sah sich nach Ersatz für ihn um, und ließ folgende Anfrage öffentlich ergehen: „Es wird ein Mensch gesucht, der bei allen Gelegenheiten in gebundener Rede etwas in der Geschwindigkeit aufzusetzen im Stande ist". Mit Menkens Empfehlung reiste Günther nach Dresden, die Erscheinung und das Benehmen des schon namhaften Poeten fanden Beifall, aber es entspann sich eine Intrigue gegen ihn von Seiten eines Nebenbuhlers, des Herrn König, der ein entsetzlich langes Heldengedicht über das „Lustlager des Königs August" verfertigt hatte. Im Wartesaal zur Audienz wurde ihm von einem bestochnen Kammerdiener ein Glas Wein gereicht, in welches Brech-

tropfen gemischt waren. Beim höchsten Herrn vorgelassen, kündigte sich die Wirkung des Trankes gleich an, und spornstreichs eilte er von dannen. Es hieß nun allenthalben, er sei betrunken in die Audienz gekommen. Ein ähnliches Unglück ist ihm später in Schlesien passirt bei einem Grafen Schafgotsch, wo er Pädagog werden sollte und nach Tisch im trunkenen Zustande präsentirt wurde. Jene erste, unglückliche Geschichte verletzte seinen Stolz aufs Aeußerste und er verließ Dresden sogleich.

Mein Herz ist viel zu hoch geboren,
Als daß es in der Sklaverei,
Zu der des Pöbels Mund geschworen,
Ein Schimpf vor seinem Adel sei. — —
Nach Hofe taug' ich nicht, ich hab' ein treu Gemüthe
Und bin der Wahrheit Feind, die wär' allein mein Fall.

Für seine poetische Bedeutung müssen wir uns jenes Unglücks freuen, denn wäre er Hofdichter geworden, so wäre es vielleicht mit ihr vorbei gewesen, und jene tiefgefühlten Lieder, die geistvollen Kinder seines Grames und seiner Verzweiflung, wären wohl nicht entstanden. Das pathologische Interesse, das wir an seinem Dichten und Leben nehmen, wäre dahin gewesen.

Indeß noch ein Anderes rief ihn in die Heimath. Seine Leonore war Wittwe geworden, sie liebte ihn noch immer. Das Wiedersehen und der erneute Bund werfen einen kurzen Lichtschimmer auf diese Periode seines Lebens.

Nunmehr erfahr' ich dessen Freude,
Der einst den Rauch von Ithaca
Nach glücklich überstand'nem Leide
Wie ich mein Striegau wiedersah.
Die Liebe schenkt aus güld'nen Schalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit 2c.

Das ganze Gedicht, die „immer grünende Hoffnung", ist von erwachendem Lebens- und Kampfesmuth durchglüht.

Mein Herz giebt keinem Diamanten,
Mein Geist der Eiche wenig nach;
Wenn Erd' und Himmel mich verbannten,
So trotz ich doch dem Ungemach.

Doch bald erlischt sein Muth an der Ungunst der Verhältnisse und vor Allem an der Härte seines Vaters, eines

dunklen Ehrenmannes, der die Natur des Sohnes durchaus nicht verstand und nach damaligem Zeitgeist die väterliche Autorität in schroffster Weise handhabte. Fünfmal hatte Günther sich ihm wieder zu nähern gesucht und ihn umsonst in Prosa und in Versen um Wiederaufnahme in die Familie gebeten.

Selbst in Breslau, wohin er sich jetzt wendet, gelingt es ihm nicht, sich zu halten. Wie überall, wohin er kommt, nimmt er sich Anfangs zusammen und erfreut sich der Gunst hochstehender Gönner, besonders auch von Seiten der poetisch gesinnten Frau von Breßler, der „schlesischen Sapho", aber bald wirft ihn das Fehlschlagen seiner Hoffnung auf Anstellung und Praxis wieder in sein unstätes Wesen zurück, und die Medicin bleibt auf's Neue liegen. Von Breslau geht er nach Lobau, doch auch dort ist seines Bleibens nicht. Im Unmuth, den er im wüsten Umherschwärmen zu betäuben suchte, entbindet er seine Leonore, die er nicht ernähren kann, ihres Versprechens:

Nimm also, liebstes Kind, Dein Herz,
O schweres Wort! zurücke,
Und kehre Dich an keinen Schmerz,
Womit ich's wiederschicke.
Es ist zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte sei.
So laß die Briefe lodern,
Ich habe Nichts zu fodern
Und gebe Dich dem Ersten frei.

Von Lobau, von Schulden frei gemacht, ging er nach Kreuzburg und verlobte sich dort plötzlich auf Anstiften wohlmeinender Freunde, die ihn durch eine Heirath zur Ruhe und Stätigkeit zu bringen hofften, mit einer Pfarrerstochter; doch auch dies Verhältniß zerschlug sich, denn die zur Bedingung gemachte Versöhnung mit seinem Vater konnte er nicht erlangen. Das bricht ihm das Herz und halt- und ziellos durchirrt er das schlesische Gebirge, lebt auf den Landgütern der Adligen und geräth endlich nach Jena, wo er krank an Leib und Seele in hülflosem Zustande im 28. Jahre 1722 einem langsamen Tode erliegt.

Diese letzte Zeit seines Lebens ist für die Erkenntniß seiner Natur eine sehr wichtige und lehrt ihn uns von seiner edleren Seite kennen. Alles wird tiefer und reiner bei ihm, nachdem die Macht der Sinnlichkeit durch die letzte Krankheit gebrochen ist. Viele seiner späteren Gedichte (er schrieb noch bis zum letzten Athemzuge Verse) zeugen davon, so das, welches mit den Worten beginnt:

Ich habe zeitig ausgedient,
Mein Frühling ist in Angst vergrünt,
Und als ein Strom dahingezogen.

so das Gedicht „an seinen Vater nach der Beichte":

Mit dem Himmel wär' es gut,
Doch wer versöhnt mir den auf Erden?
Wofern es nicht die Liebe thut,
Wird Alles blind und fruchtlos werden.

Die Grabschrift, die er sich selber setzte, heißt:

Hier starb ein Schlesier, weil seine Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger lies geschwind und wandre Deine Bahn,
Sonst steckt Dich noch sein Staub mit Lieb' und Unglück an.

So war das im Grunde armselige Leben des reichbegabten jungen Mannes, der berufen schien, die verdorrte deutsche Poesie wieder zu verjüngen, bei dem sie nicht mehr eine im Treibhaus der Nachahmung groß gezogene ist, sondern die Stimme des Herzens und der Natur. Göthe, der gleichfalls seinen Kampf mit der engherzigen Philisterwelt zu bestehen gehabt hat, sagt von ihm in „Wahrheit und Dichtung": „Günther darf ein Poet im vollen Sinn genannt werden. Ein entschied'nes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmisch bequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet, genug, er besaß Alles, was dazu gehört, im Leben durch Poesie ein zweites hervorzurufen und zwar im gemeinen, wirklichen. Das Rohe, Wilde, gehört seiner Zeit,

seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will, seiner Charakterlosigkeit an."

Die beiden Hebepunkte, an denen er sich jedoch immer wieder emporrichtet, sind außer der Liebe zu Leonoren, der wir die schönsten Blüthen seiner Poesie verdanken, sein Dichterbewußtsein und seine Religiösität. In der Unverhohlenheit, womit er sein poetisches Selbstgefühl, die Hoffnung auf Nachruhm und den Trost, den er im Dichten findet, ausspricht, gleicht er dem ihm so verwandten Bürger und dem ihm so unähnlichen Platen.

O hochbeglückter Tag, der meine Dichterflöten
Zum ersten Mal gehört, der Hunger mag mich tödten,
Das Schwert erwürge mich, dem Feuer mag der Leib
Anstatt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib
Das edle Harfenspiel, die Seele meines Lebens,
Nicht mit dem Tode stirbt.

Schöner, weniger emphatisch, als in obigen einer seiner Episteln entnommenen Alexandrinern klingt derselbe Gedanke aus dem Liede:

Euch Musen dankt mein treu Gemüthe,
So fern ich etwas gelt' und bin 2c.

Dies Bewußtsein seiner poetischen Ueberlegenheit über die ihn umgebenden Reimer, tritt oft stark hervor. Besonders ergreift ihn oft der Aerger, daß er um der Existenz willen bestellte Gelegenheitsgedichte machen muß, und er ist keck genug, in ihnen es zu beklagen, wie sein Pegasus zum Korngaul wird, er steckt sogar manchen satyrischen Pfeil in den Kranz seiner Huldigungen.

Von der Lebendigkeit seines religiösen Gefühls, das immer wieder bei ihm hervorbricht, zeugen außer einzelnen Stellen seiner weltlichen Gedichte viele religiöse Lieder, er schrieb deren schon als Knabe und noch in Jena auf seinem Todtenbette. Sie sind von ungleichem Werthe, Manches ist Nichts als die gewöhnliche Gottseligkeitsreimerei der Zeit, aber wo er in ihnen wirklich Dichter ist, verrathen sie eine Tiefe der Empfindung, eine Inbrunst, eine Zerknirschung, die wahrhaft ergreift, ein Ringen nach Seelenfrieden, das ihn weit über die zeitgenössischen Kirchenliedsdichter stellt.

Wie überall, ist er auch hier individuell und subjectiv, er tritt so zu sagen in ein persönliches Verhältniß zu Gott, das sich meist sehr kindlich und naiv ausspricht:

Nun, lieber Gott, Du bleibst ja lange,
Ich weiß nicht, was ich denken soll;
Der Zweifel macht die Hoffnung bange,
Ich weine Bett und Bibel voll,
Ach soll denn ich nur, ich allein,
Ein Greuel meines Schöpfers sein?

Weil diese Lieder so ganz persönlich sind, so sind sie trotz ihrer Singbarkeit und Anlehnung an ältere Gesangsmelodieen doch nur vereinzelt Kirchenlieder geworden, diese verlangen ja eine allgemeinere, so zu sagen collective Behandlung.

Nicht allein durch ihren innern Charakter, auch durch ihre Form ist Günthers Liederpoesie von höchster Bedeutung. Die Fülle und Reinheit des Reims, die Natürlichkeit der Wortstellung, der lebendig rasche Fluß seines wohllautenden Verses zu einer Zeit, wo die deutsche Sprache in der Prosa ganz verkommen war und in der Poesie, in der sie freilich weniger tief gesunken war, sich erst allmälig wieder emporarbeitete, sind bei ihm bewundernswerth. Hier ist er geradezu genial und reformatorisch aufgetreten, ohne eigentlich neue rhythmische Formen zu schaffen. Freilich gilt dies bei ihm nur von seiner Lyrik, vom Stimmungsliede, das immer melodisch und von innerer Musik getragen ist. Da, wo er den landläufigen Alexandriner handhabt, und vor Allem im Gelegenheitsgedichte, wo der Poet hinter dem Fabrikanten verschwindet, klebt ihm freilich Vieles von den Unarten der Zeit an, die sich zugleich trivial und geziert auszudrücken liebte. Wenn er von den Lippen einer Braut sagt, „sie seien wie Kelter, woraus die Küsse süßer fließen, als Edenburgs Octoberbier", so ist das ganz im barbarischen Geschmack jener Tage. Manches erscheint uns jedoch wunderlich, weil es veraltet ist oder der schlesischen Redeweise angehört, wie wenn „Darm" statt „Saite der Leyer" gesagt wird.

Nun weinen Darm und Geist zugleich.
So hör' ich auf den zarten Därmen
Die Gratien im Circul schwärmen.

Indeß die derbe Natürlichkeit und Ungeschminktheit des Ausdrucks, wo er nicht ins Triviale und Rohe verfällt, übt bei Günther einen Reiz aus, der sich auch in den Bürgerschen Gedichten findet. Man sieht, daß Alles so wirklich empfunden wurde, wie es ausgesprochen ist, und ärgert sich nicht über die Phrase, die sogenannte schöne Sprache unserer rhetorischen Dichter.

Im Liede liegt Günthers größte Bedeutung. Zum epischen Erzählen, zum dramatischen Gestalten fehlte es seinem Geiste an Ruhe und Sammlung, bei ihm war Alles Eingebung des Augenblicks, erster Wurf, was freilich bei der vollendeten Form, in der es auftritt, der beste Beweis seiner außerordentlichen Begabung ist, aber für die größere Poesie nicht genügt.

Außer den Oden und Liedern enthält der handfeste Band der sechsten Auflage von 1764 auf 1200 Seiten Alles, was von ihm nach seinem Tode gesammelt worden ist, ein ungeheurer Wust, aus dem man die Goldkörner des Schönen herauslesen muß. Es sind Sinngedichte, Cantaten, Elegieen 2c., auch lateinische Carmina von zum Theil sehr schlüpfrigem Inhalt sind darunter.

Fast Alles dies gehört der Gelegenheitsdichterei an, mit Ueberschriften wie folgt: „Träumende Gedanken bei der Magisterpromotion des Herrn Ernesti", „Kindliches Thränenopfer bei dem Hintritt seiner Mutter in fremdem Namen", „Indem der Liebe Gunst Herrn Lasker's Schlafgemach mit einem grünen Herbste zierte", „Als ein Officier sich in einer Gondel mit einem Mädchen versprach." Vor Allem aber wird der betrübende Hintritt und das bedauerliche Ableben hoher Gönner besungen, so der Tod des Bürgermeisters von Leipzig viermal für vier verschiedene Besteller, und einmal fangen sogar zwei Grablieder mit derselben Strophe an. Dennoch findet sich in dieser bestellten Versemacherei, gegen die jedes andere Handwerk schon deshalb golden ist,

weil es den Geist nicht ruinirt, viel Geistreiches und Schönes, der Dichter kommt bei Günther wider Willen im Reimer zum Vorschein und hebt die Gattung über ihr Niveau hinaus. „Er wußte", sagt Göthe, „selbst im Gelegenheitsgedicht alle Zustände durch's Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gesinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen, zu schmücken". Sie enthalten, wie auch die Cantaten, Stellen voll höchsten musikalischen Wohllautes:

Erwünschte Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh',
Laßt mich im Grünen liegen,
Und bringet mir Vergnügen,
Und bringt mich selbst dazu,
Daß ich noch einmal sage:
Erwünschte Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh.

Vor Allem aber ist diese Abtheilung interessant wegen der in ihr zu Tage kommenden satyrischen Ader. Zur eigentlichen Satyre, in der schon Lauremberg und Wernicke Tüchtiges geleistet hatten, fehlt ihm trotz des idealen Standpunktes, zu dem er sich immer wieder erhebt, trotz seines scharfen Blicks für die Verkehrtheiten der Zeit, die ruhige Gestaltungskraft, die Festigkeit der Gesinnung und einer philosophischen Weltanschauung; auch war er noch zu jung, um ein Satyriker im Sinne eines Horaz oder Juvenal zu sein. Er kleidete wie der ihm hierin verwandte Franzose Gilbert seinen Unmuth über sein Schicksal und die Ungerechtigkeit der Menschen oft in die Form des Allgemeinen, aber sein Auflehnen gegen Welt und Zeit trägt doch immer den Stempel persönlicher Gereiztheit. Ueberall begegnen wir, selbst in seinen Lobgedichten, solchen Ausfällen gegen die Aerzte, zu denen er gehört, gegen die Juristen mit ihren Spitzfindigkeiten, gegen die Theologen mit ihren starren Dogmen, gegen die Gelegenheitsdichter, deren Handwerk er treibt. Nichts bleibt verschont, aber die Uebertreibung hindert, daß es für die Culturgeschichte von Nutzen sei. Folgendes ist eine Probe seiner satyrischen Zeitschilderung:

In Ehen Zank und Haß, in Freundschaft Unbestand,
Im Tempel Hochmuth, Geiz, Verleumdung, Ränke,
In Schulen Finsterniß und leeres Wortgezänke,
In Themis Heiligthum ein gold'nes Spinnennest,
Das magre Fliegen fängt und Hummeln schwärmen läßt,
Im reichen Comptoir viel Fluch an schönen Wänden
Und endlich überall in groß und kleinen Ständen
Das Leben und die Zeit der hundert Jahr,
Eh' Noah mit dem Bau des Kastens fertig war.

Blicken wir auf Günthers Leben und Leistungen zurück, so drängt sich uns Mitleid und Bewunderung, Mißbehagen und Sympathie mit dem unglücklichen jungen Mann zugleich auf, der in einer besseren Zeit, unter glücklicheren Umständen vielleicht eine Zierde der deutschen Literatur geworden wäre. Auch er erinnert uns daran, daß hohe Begabung ohne Charakterstärke, ästhetisches Empfinden ohne ethisches Wollen wohl einzelne herrliche Blüthen hervorruft, daß sie aber nichts Epochemachendes, Mustergültiges, bleibend Weiterwirkendes zu schaffen vermag. Nicht blos sein kurzer, umdüsterter Lebenslauf, die Ungunst der Umstände, die Dürre der Zeit ist schuld, daß Alles, was er geleistet, fragmentarisch geblieben ist. Es ist der Mangel an harmonischer Ausbildung, an Gleichgewicht zwischen Erregtheit und Besinnung, vor allem aber die fehlende Zucht eines Amtes, einer bestimmten Beschäftigung und Lebensaufgabe. Er wußte, sagt Göthe, sich nicht zu zähmen und so zerrann ihm sein Leben, wie sein Dichten.

Bei obiger Skizze fühle ich mich für Stoff und Anregung der Schrift von Roquette über Günther und der Culturgeschichte von Biedermann mannigfach zum Danke verpflichtet.

Adalbert von Chamisso.

Adalbert von Chamisso ist ein Phänomen, dem die Literaturgeschichte kaum ein zweites an die Seite zu setzen vermag. Es gab und giebt Deutsche, vor Allem aber Polen, Russen und Ungarn, die so vollkommen sich mit dem Geist einer fremden Nation identificirt haben, daß ihre Schriften von derselben als ebenbürtig anerkannt werden. Auch in Aneignung der poetischen Sprache ist Bewunderungswürdiges erreicht worden, man denke an die lateinischen Dichter aus dem Zeitalter Leo X., und an Milton und Oehlenschläger; daß aber ein Fremder, ich sage nicht in Form und Geist, sondern in die tiefinnerste Seele eines Idioms, wie sie sich in der lyrischen Poesie und speciell im volksthümlichen Liede offenbart, so eindringt, wie es Chamisso gethan hat, ist etwas sehr Merkwürdiges, zumal es sich hier nicht um sprach- und stammverwandte Volksgeister, sondern um scharf entgegengesetzte, um den französischen und deutschen handelt. Doch nicht dies allein, überhaupt nicht einmal seine poetische Bedeutung und literar-historische Stellung und Wirksamkeit ist es, was vorzugsweise unser Interesse erregt, sondern eben so sehr als der Dichter ist es der Mensch Chamisso, eben so sehr als seine Schriften sind es seine wunderbaren Lebensschicksale und Wandlungen, die uns anziehen.

Adalbert von Chamisso, eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, wurde 1781 am

27. Januar auf dem Schlosse Boncourt in der Champagne, dem er das schönste seiner Gedichte gewidmet hat, geboren, und gehörte einem der ältesten Adelsgeschlechter an. Die Stürme der Revolution verjagten die Familie aus dem Lande und zerstörten jenes Schloß, ein Schicksal, das sie der Anhänglichkeit an den König verdankte, für den vor Allem der älteste Bruder Adalberts sein Leben mehrmals in Gefahr brachte.

Zuerst nahmen die Vertriebenen ihren Wohnsitz in Belgien und dann in Deutschland; während sie aber später nach Frankreich zurückkehrten, trat Adalbert in Berlin als Page in die Dienste der Königin und wurde 1801 Lieutenant. Er füllte als solcher seine Mußestunden mit den mannigfachsten Studien aus, durch die er die unterbrochene Bildung zu ergänzen suchte und legte sich mit dem größten Eifer auf Erlernung des Deutschen, ja, er schrieb sogar schon um diese Zeit ein noch erhaltenes, sehr wunderliches Drama nach einem französischen Muster, „der Graf von Cominge", in dem sich bei allem Ringen mit der Sprache schon eine gewisse Gewandtheit zeigt und wo die Prosa, ohne daß er es merkt, schon zum Verse wurde; freilich begegnen wir darin, wie auch später mitunter im „Schlemihl", den wunderlichsten Gallicismen und Mißverständnissen, wie wenn er statt „heilige Flamme" „heilsame Flamme" schreibt.

Auch dichtete er neben französischen schon deutsche Liebeslieder, zu denen ihn eine reizende, aber wie es scheint, äußerst kokette Landsmännin begeisterte.

Bald aber machte er die Bekanntschaft eines literarischen Kreises, der unter dem Namen Nordsternbund in der Literaturgeschichte eine Rolle spielt, zu dem junge, strebsame, poetisch angeregte Männer wie Theremin, Neumann, Varnhagen und Hitzig gehörten und zu dem Lamotte Fouqué und andere damalige Größen in näherer oder fernerer Beziehung standen. Sein erstes Product war der erste sogenannte grüne Musenalmanach von 1804.

Diese Verhältnisse wirkten entscheidend auf Chamissos ganzes späteres Leben, hier eröffnete sich sein Sinn für die deutsche und zwar specifisch norddeutsche Poesie in ihrer romantischen Richtung, die sie damals noch inne hielt, und hier schloß er Freundschaften, denen er auf allen Irrfahrten seines Lebens mit seltener Treue angehangen hat; seine Briefe, die aus allen Theilen der Welt datirt sind, und in denen er sich stets nach der Berliner Clause zurücksehnt, geben Zeugniß davon.

Seine Liebe zum Studium der Literatur und Sprachen und zu den Musen ward so groß, daß er um derselben willen seine militärische Laufbahn aufzugeben gedachte. Da aber traten die politischen Ereignisse, die zugleich den Freundesbund auseinander sprengten, dazwischen. Er marschirte mit seinem Regimente am Schlusse des Jahres 1805 aus Berlin, wanderte mit demselben in langen, von ihm in humoristisch bitterer Weise beschriebenen Hin- und Herzügen umher und wohnte schließlich der schmählichen Uebergabe von Hameln am 21. November 1806 bei, die er in einem Briefe an Varnhagen von Ense mit den lebhaftesten, von tiefer Indignation getränkten Farben schildert: O Freund, ruft er dabei aus, müssen Einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende Gesunde und Starke auszuleeren vermögen und sie in eigne Niedrigkeit ziehen und verderben! O, es ist ein Hartes, der schuldlosen Opfer Eines zu sein und zürnend Schamröthe über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man Nichts verbrochen. Nach der Capitulation ließ er sich nicht länger halten und forderte seinen Abschied, der ihm auch unter Anerkennung eines ehrenhaften Verhaltens gewährt wurde. Er kehrte nach Frankreich zurück, aber auch hier, wo er an verschiedenen Orten bei Verwandten und Freunden lebte, fand er nirgends Ruhe und Behagen. Das Alte, so schreibt er im December 1806 an Varnhagen aus Paris, ist nicht mehr, noch nicht das Neue. Ich habe noch mich nicht besonnen, und das Erbrausen des ungeheuren Strudels und Schlundes dieses Ortes betäubt mich so, daß ich selbst nicht des Muthes

mich rühmen kann, ich bin vater= und mutterlos, ich stehe allein, allein!

Die Sehnsucht nach Deutschland, die aus allen seinen Briefen spricht, trieb ihn bald wieder dahin zurück und 1807 finden wir ihn in Berlin. Ueber sein damaliges Aussehen und seine Persönlichkeit berichtet die unter dem Namen Rosa Maria bekannte Dichterin, die Schwester Varnhagens, in einem Briefe an Hitzig: „Er trug eine elegante polnische Kutka mit Schnüren besetzt, ging mit einer leichten Mütze, was ihm sehr gut stand und nebst einem kleinen Schnurrbart seinem geistreichen Gesicht voll Ernst und Güte, seinen schönen sprechenden Augen voll Treue und Klugheit einen eigenthümlichen Ausdruck verlieh. Zugleich war er voll ritterlicher Galanterie, ein Erbtheil seiner französischen Abkunft, er hatte manchmal einen Anstrich von Steifheit, die, weil sie ächt ritterlich war, sich im Ganzen sehr gut an ihm machte, so daß man sich in alte Zeit versetzend, ihn sich gern als einen Chevalier und ritterlichen Troubadour hätte denken mögen. Mit seinem lieben Gemüth, seinem ausgezeichneten Geiste wußte er Zustände und Verhältnisse bald mit Ernst, bald mit Gefühl, bald mit Witz und Humor immer richtig aufzufassen. Manchmal war er voll der heitersten Laune, fröhlich wie ein Kind, zu Spiel und Scherz aufgelegt. Er sprach das Deutsche zwar nicht ohne Anstoß, an sich war es jedoch vortrefflich und die Unterhaltung mit ihm immer interessant und angenehm. Ich mochte ihn am liebsten deutsch sprechen hören, obgleich sein Französisch auch vorzüglich war. Alle diese liebenswürdigen Eigenschaften, seine Innigkeit und Treue, Verstand und Güte gaben sich bald in seinem Wesen kund; man mußte ihn bald lieb haben, ihm volles Vertrauen schenken.“

Manches in dieser Schilderung von zarter, weiblicher Hand entspricht dem Bilde, das mir selber von ihm in der Erinnerung geblieben ist, denn es war mir vergönnt, ihn einige Male, als ich 1829 und 1830 in Berlin studirte, in Abendgesellschaften in Hitzigs Hause zu sehen; nur war

er da schon ein alternder Mann mit herabwallendem Silberhaar, dessen edles, ich möchte sagen, löwenartiges Gesicht mit den festen Augen, der entschlossenen Stirn und der kühnen Nase die Spuren eines buntbewegten Lebens zeigte, es war eine Erscheinung, die in ihrer Mischung von Deutschgemüthlichem und Fremdartigem, Edelmännischem und Burschikosem sich, abgesehen von dem Namen des Mannes, sogleich stark und unvergeßlich einem Jeden einprägte.

Aber auch der erneute Aufenthalt in Berlin, den er den mannigfachsten Studien widmete, befriedigte ihn nicht, besonders wohl weil der Kreis seiner geistverwandten Freunde in alle Welt zerstoben war. „Irr an mir selber", so schreibt er, „gebeugt, geknickt, verbrachte ich in Berlin die düstre Zeit. Da wünschte mir ein Freund, ich möchte nur irgend einen tollen Streich begehen, damit ich etwas wieder gut zu machen hätte und Thatkraft wiederfände." Aus solcher Gemüthsverbitterung riß ihn die Berufung an eine Professorenstelle am Lyceum zu Napoléonville, doch auch hier verfolgte ihn wieder der Unstern, den er in seinem Gedichte „Pech" so humoristisch besungen hat. Das Lyceum kam gar nicht zu Stande und er verlor Geld, Zeit und Kraft mit nutzlosem Warten. Dann aber nahm sein Leben eine ganz neue, unendlich fruchtreiche Wendung, über die er sich so ausspricht: „Der Zufall, das Schicksal, das Waltende, entschied abermals über mich, ich ward in den Kreis der Frau von Staël gezogen. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810 bis 11 in Napoléonville bei dem Präfecten Barante zu und folgte dann der ihm befreundeten hohen Herrin nach Genf und Coppet, ich war ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. Ich habe bei dieser großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage verbracht, viele der bedeutendsten Männer der Zeit kennen lernen und einen Abschnitt der Geschichte Napoleons erlebt: seine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht (nämlich der Staël), denn neben ihm und unter ihm sollte nichts Selbständiges bestehen. Im Spätjahr verließ ich Coppet und meinen Freund August von Staël, um mich

auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat ich erst jetzt handelnd und bestimmend in meine Geschichte ein und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan verfolgt hat.

Merkwürdig ist es dabei, daß zu seinen botanischen Studien, auf die sich von nun an sein bis dahin unstät umherschweifender Wissenstrieb concentrirte und die den eigentlichen Inhalt seines späteren wissenschaftlichen Strebens ausmachten, eigentlich ein Zufall den Impuls gab, nämlich der Brief eines Freundes, der ihn darauf aufmerksam machte, daß er in Coppet gescheuter thäte, Botanik als Englisch zu treiben. Das war mir anschaulich, sagt er, und also that ich. Wenn einerseits das Schicksal Chamisso in buntem Wechsel umher warf, so kam doch andererseits seine außerordentliche Erregbarkeit und sein Bedürfniß nach immer neuen und großartigeren Eindrücken, kurz der poetisch romantische Zug seiner Natur dem entgegen. Diese unruhige Strebsamkeit seines Wesens hängt aber durchaus nicht, wie man wohl voraussetzen könnte, mit einem Mangel an innerem Halt, mit Charakterlosigkeit zusammen. Im Kern seines Innern blieb er sich immer gleich und war stets auf das Edle, Große, Wahre unter Verleugnung aller irdischen Rücksichten und Vortheile gerichtet. Wenn wir ihn in diesen langen Lehr- und Wanderjahren, die ihn erst spät zu der Befriedigung des häuslichen Glücks führten, mit Bedauern umhergeworfen sehen, so können wir ihn im Hinblick auf das Spätererrungene doch nicht beklagen, und gerade das, was seiner Poesie ihr besonderes Gepräge giebt, die Fülle der Anschauungen, das lebenswarme Colorit verdankt er seinen Irrfahrten. So kam er denn als zweiunddreißigjähriger Student wieder nach Berlin und benutzte die dortigen naturhistorischen Vorlesungen mit dem lebendigsten Eifer, besonders die botanischen. „Lieber, so schreibt er an einen Freund, was würde aus mir, wenn mir das Heu (so nannte er seine Pflanzen) zu widerstehen anfinge. Kein anderes Vaterland habe ich doch, kann ich doch haben, als die gelehrte Republik, wo ich bescheiden und still mich

einzubürgern gedenke, um da meine kleine Freiheit harmlos zu genießen. Zu Ehren will ich da auch nicht hinausstreben, nur Bürger will ich sein, nur von Wenigen gekannt, aber von den Wenigen geliebt; sterbe ich einmal, mag man meine Grabstelle wieder so eben treten als eine Landstraße."

Da aber griffen schon wieder die Weltereignisse des Jahres 1813 störend ein und brachten den sein Gemüth zerreißenden Zwiespalt zwischen seiner Theilnahme für die deutsche Sache und seinem französischen Nationalgefühl erst recht zum Ausbruch, sie warfen ihn in einen schmerzlichen Kampf über die zu ergreifende Partei. „Ich durfte keinen thätigen Antheil nehmen, ich hatte ja kein Vaterland mehr oder noch kein Vaterland, die Zeit hatte kein Schwert für mich. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen für die Kinder meines Freundes Hitzig das Märchen Schlemihl!"

Um ihn aus diesen qualvollen Zuständen und Stimmungen zu reißen, sahen sich seine Freunde nach einer großen Seereise um, in der er zugleich seinen botanischen Studien obliegen könne, aber das Project mit dem Prinzen von Neuwied nach Brasilien zu gehen, zerschlug sich. Da kam mir, erzählt Chamisso, bei Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesicht, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungsexpedition der Russen am Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward. Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol, rief ich aus und stampfte dabei unmuthig mit dem Fuße. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überlas den Artikel und fragte mich: Ist es dein Ernst? Ja. So schaffe mir sogleich Zeugnisse deiner Studien und Befähigung zur Stelle, wir wollen sehen, was sich thun läßt.

Der plötzliche Einfall wurde zur consequent durchgeführten Bemühung, und diese gelang so sehr, daß Chamisso sich als Naturforscher auf der vom Capitain Otto v. Kotzebue, dem Sohn des bekannten Dichters, commandirten Brigg „Rurick" einschiffte und drei Jahre lang (von 1815 bis 1818) an der Entdeckungsreise Theil nahm, welche der russische Reichscanzler Graf Romanzoff in die Südsee und

um die Erde aussandte. Die Beschreibung dieser Reise macht die beiden ersten Theile von Chamisso's Werken aus, wir sehen aus derselben, wie eifrig er bemüht war, fremde Länder als Naturforscher kennen zu lernen und welch reges Interesse er als Philosoph und Dichter an allem Menschlichen, besonders da nimmt, wo es sich in den primitiven Zuständen der Wilden zeigt, bei denen er gern sein ganzes Leben zugebracht hätte. Doch ist die damalige wissenschaftliche Ausbeute eine durch neuere Forschungen und Reisen längst überbotene, und insofern hat das Werk keine große Bedeutung mehr. Für die Kenntniß des Mannes sind die Briefe, die er von den verschiedenen Stationen der Reise aus in seiner originellen, oft barocken Weise an Hitzig schreibt, weit wichtiger, sie lassen uns einen Blick in seine eigenthümliche Auffassung thun, zeugen von der innigen Liebe, mit der er an den Freunden und dem deutschen Adoptivvaterlande hängt und schildern in humoristischer Weise den Mangel an Bequemlichkeiten und die Rohheiten der Russen, denen er auf seinem Schiffe ausgesetzt ist, die ihm aber doch nie den Humor verderben. Sein letzter Brief bei der Ankunft in Swinemünde schließt charakteristisch so: Ich bringe mit was recht ist, mein Heu, meinen Kram und sonst Nichts. Magister Baccalaureus, doctor nullius facultatis, nullius universitatis ordinarius extraordinariusque professor, nullius societatis sodalis, eine Unterschrift, die bald nicht mehr passen sollte, denn rasch nach einander wurden ihm die meisten der hier scherzhaft vermißten Ehrentitel zu Theil.

Wenige Tage darauf saß er wieder in seinem alten Winkel auf Hitzigs Kanapee und erzählte von den Sandwichsinsulanern, von den Radackern und Kamtschadalen, vor Allem von dem Polynesier Kadu, mit dem er eine innige Freundschaft geschlossen hatte. Die Hausgenossen hörten ihm mit offenem Munde zu, aber kein Gefühl des Fremdartigen drängte sich in die Freude des Wiedersehens, er war wieder das herzige alte Kind wie vordem.

Von nun an tritt uns in dem Manne, der gleich seinem „Schlemihl“ in Siebenmeilenstiefeln unstät umhergewandert war, ein anderes, nicht so interessantes, aber um so anziehenderes Bild entgegen. Er richtet sich jetzt häuslich ein und bekommt auch bald eine Stelle als Custos beim botanischen Garten, und die Jugendfreunde finden sich zum Theil wieder zusammen, kurz über sein Leben verbreitet sich eine Ruhe und Heiterkeit, wie sie ihm bis dahin nie war zu Theil geworden. Vor Allem aber wurde der stets niedergedrückte, immer wieder emportauchende Wunsch seines Herzens erfüllt, er gewann in der noch jugendlichen Erzieherin von Hitzigs Töchtern Antonie Paste eine vortreffliche Gattin, und der schon ergraute, reife Mann gerieth über dies unerwartete Glück in einen Jubel, der ihn wieder zum Jüngling machte und von dem viele seiner intimeren Gedichte ein beredtes oft rührendes Zeugniß geben. Er hatte sein nunmehriges Weib als Kind oft auf dem Schooße gewiegt und sie dem wunderbaren Manne zugehört, wenn er ihr, wie er überhaupt mit Kindern zu thun pflegte, fabelhafte Historien erzählte oder allerhand curiose Pantomimen vormachte, worin er sehr geschickt war. Ein Blick auf die letzten achtzehn Jahre, die der vielgeprüfte Mann mit wenigen Ausnahmen, zu denen ein nochmaliger Aufenthalt in Paris gehörte, in Berlin zubrachte, ist überaus wohlthuend. Er steht jetzt auf der Höhe der geistigen Entwickelung, von der aus er mit weitumfassendem Blick und von mannigfachen kosmopolitischen Verbindungen unterstützt, Alles, was in Kunst und Wissenschaft, in der Politik und dem socialen Leben sich neu gestalten will, überschaut, und einzelne Züge daraus für seine episch-lyrischen Darstellungen verwendet. Er darf seinem Lieblingsfach, der Botanik, leben, die ihm einige werthvolle Schriften verdankt und hat im schön begründeten Freundes- und Familienkreis Muse genug, seine reichen Erfahrungen und Kenntnisse zu poetischen Bildern zu gestalten, auch kommt hinzu, was er nie gesucht und erwartet hatte: eine immer bedeutender werdende literarische Stellung, Ehre und Ruhm und die Anerkennung,

z. B. die des Kronprinzen und vieler deutscher und französischer Celebritäten, besonders Humboldts, während Göthe, wie es scheint, sich zurückhaltend gegen ihn verhielt. Einige Stellen aus einem Briefe Friedrich Wilhelms mögen dies bezeugen: „Wo haben Sie das Göthe'sche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend Einer wie Sie es dem Besten gleich und darüber hinaus gethan in der Sprache. — — Die vielen Schnurren und Malicen in Ihren Gedichten sind keine welsche, sondern ächt national, und sogar den gottlosen Béranger haben Sie nicht übersetzt, sondern verdeutscht, ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht. Ihre Strophen an Boncourt möchte ich singen hören. Schon beim Lesen gehen Einem die Augen über und man giebt unwillkürlich Ihnen selbst den Segen zurück, welchen Sie dem Acker auf der theuren Stelle zurufen. Leben Sie wohl, lieber Herr von Chamisso. Darf ich sagen: Auf Wiedersehen? Friedrich Wilhelm."

Das Jahr 1830 mit seinen Weltereignissen, dessen Bewegung er voraus geahnt hatte, griff auf's Tiefste in sein Gemüthsleben ein und hat seiner bis dahin überwiegend romantisch-sentimentalen Poesie eine neue, moderne, auf Freiheit, Fortschritt und Völkerbefreiung gerichtete Wendung unter dem Einfluß Bérangers gegeben.

Kaum hatte er in einem Extrablatt der Zeitung die Flucht Karl X. gelesen, so eilte er in Pantoffeln, ohne Hut und im unzweideutigsten Négligé die wegen des Königs Geburtstag überfüllte Friedrichsstraße entlang, um die Nachricht seinem Hitzig mitzutheilen. Ich citire diesen Zug von Ungenirtheit und Naturwüchsigkeit als einen der vielen, die man sich in diesem Punkte von ihm erzählte.

Das für die Entwickelung unserer literarischen Zustände wichtigste Ereigniß ist aber seine Betheiligung an der Herausgabe des neuen Musenalmanachs, bei der G. Schwab sein Mitdirector war und der wegen dieser Verbindung recht eigentlich eine Vermittlung zwischen der nord-

und süddeutschen Presse anbahnte. Chamisso, bei seiner Vielseitigkeit, bei seinem leutselig burschikosen Wesen, welches keineswegs ein gewisses patriarchalisches oder vielmehr bardenhaftes Ansehen ausschloß, das ihm sein Alter, seine Erfahrung und sein Ruf gaben, war vor Allem geeignet, die widerstrebenden Kräfte, die bald durch Aufnahme von Heines Bild zur Collision kamen, auf neutralem Boden zu vereinigen. Vor Allem genoß er bei der poetisch strebsamen Jugend eines großen, heilsamen Ansehens und Vertrauens. Seine Gesinnung und Ansicht, die er so oft praktisch bewährte, wenn junge Dichter sich um Rath und Beistand an ihn wendeten, ist eine durchaus gesunde und verständige.

> Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit,
> Schließt auf das Heiligthum, es werde Licht!

sagt er in seiner „Widmung“.

In ähnlicher Weise spricht er sich im Testament an seine Söhne aus: Ich wünsche, daß sie studiren, wenn sie Muth dazu haben, bin aber ganz damit einverstanden, wenn der Eine oder der Andere zum bürgerlichen Gewerbe übergehen will; die Zeit des Schwertes ist abgelaufen und die Industrie erlangt in der Welt, wie sie wird, Macht und Adel. Auf jeden Fall besser ein tüchtiger Arbeitsmann, als ein Scribler oder Beamter aus dem niedern Troß.

Indeß das Glück dieser seiner schönsten Lebensjahre (er konnte mit Göthe sagen, was man in der Jugend sucht, hat man im Alter die Fülle) neigte sich seinem Ende zu. Im Mai 1837 starb ihm die geliebte Gattin, erst 36 Jahr alt, er schrieb darüber an Gustav Schwab: Sie werden wohl erfahren haben, was ich verloren. Ich selbst warte nun meine Zeit ab und trage mit Geduld mein Kreuz, das mir am Ende gerecht und paßlich scheint und bete: Herr, Dein Wille geschehe. Ich habe doch des Glückes ein gut Theil genossen und mehr als viele Andere, ich erkenne es dankbar an.

Er überlebte seine Frau noch fünfzehn Monate, er starb am 21. August in der Frühe 1838. Schon in den

vorhergehenden Jahren hatten ihn zunehmende Schwäche und ein bedenklicher Husten veranlaßt, wiederholte Badereisen nach Reinerz im schlesischen Gebirge zu machen, von denen er zwar momentan erfrischt, aber ohne nachhaltige Wirkung zurückkehrte, während ihm immer mehr Ehre und zuletzt die Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften zu Theil wurde. Aber der Verlust seiner Frau, wie scheinbar gefaßt er ihn auch ertrug, gab seiner Constitution einen Stoß, von dem er sich nicht wieder erholte, so daß er um Versetzung in den Ruhestand bitten mußte, der ihm unter ehrenvollster Anerkennung zu Theil wurde.

Am 16. August legte er sich auf den Rath seines Arztes bei immer mehr zunehmendem Unbehagen zu Bette und verfiel nun in einen Schlummerzustand, der nur durch Phantasien unterbrochen wurde, in welchen er in fremden Zungen redete, größtentheils in der hawaischen Sprache, mit der er sich auf seiner Weltreise vertraut gemacht hatte, und über die ein eignes Werk von ihm existirt. In der Nacht vor seinem Tode aber sprach er unausgesetzt französisch, was er sonst ohne besondere Veranlassung nie that, nur daß er in dieser Sprache rechnete und zählte.

Ueber seine Bestattung hatte er festgesetzt: Ich will ganz ohne Prunk und in der Stille in die Erde versenkt werden. Es mögen nur ein paar Freunde sehen, wo meine Asche bleibt und sich sonst Niemand bemühn.

In Folge dessen geleiteten nur die vertrautesten Freunde und Verwandten in der Frühe des 23. August seine Leiche zur Ruhestätte auf den Kirchhof vor dem Halleschen Thore, die er sich neben seiner Gattin ausersehen hatte. Auf dem durchaus nicht verfallenen edlen Antlitz thronte himmlischer Friede, die reichen Silberlocken schmückte ein von der Hand einer Freundin gewundener Lorbeerkranz.

Ein Freund hatte ihn nicht lange vor seiner letzten Krankheit auf dem Grabe seiner Frau eines Morgens gefunden und von ihm die Worte gehört: Ich werde ihr bald nachfolgen!

So war in den Grundzügen der Lebenslauf des eigenthümlichen Mannes, dem seine Natur, sein Schicksal, seine nationale Doppelstellung eine ganz besondere Physiognomie als Mensch und Dichter gegeben haben. Der Franzose und Deutsche verschmolzen sich bei ihm in einem Grade, wie dies fast ohne Beispiel ist. Von jenem blieb ihm die Spannkraft, die geistige Regsamkeit und die Lebendigkeit des Temperaments, der plötzlich aufwallende Hang zu Scherz, Spott und Satyre, der scharfe, psychologische Blick, der ihn freilich nicht verhinderte, in gegebenen Verhältnissen, wie klar er sie auch überschaute, oft recht unpraktisch zu sein, das Chevalreske und Noble seines angestammten Wesens, das sich später mit burschikoser Nonchalance verband. Von diesem hatte er jenes träumerische Grübeln, das früher oft die Thatkraft seiner energischen Natur lähmte, den tiefromantischen Zug, der ihn zum unstäten und abenteuerlichen Umherschwärmen trieb, und der viele seiner Jugendgedichte charakterisirt, jene Treuherzigkeit und Biederkeit, die seine Freunde so eng an ihn fesselte und vor Allem eine Unschuld und Kindlichkeit, die ihm bis ins späte Alter blieb, und die man von einem so viel erfahrenen Mann am wenigsten hätte erwarten sollen. Kurz, er war eine durchaus edle, mit Hintansetzung aller äußeren Vortheile stets auf's Innerliche, Aechte und Wahre gerichtete Natur, in der trotz aller Trübungen und Bitterkeiten, immer wieder seine ursprüngliche geistige Gesundheit, seine Liebe und sein allgemeines Wohlwollen die Ueberhand gewannen.

Es ist wohlthuend, gerade in der im Ganzen charakterlosen, leeren Zeit, in die seine hauptsächliche poetische Thätigkeit fällt, einem so charaktervollen und persönlich so tüchtigen Dichter zu begegnen. Die Gediegenheit seiner sittlichen Natur ist es auch, was seinen Schöpfungen ihr besonderes Gepräge giebt und ihm eine so hohe Stellung, einen so bedeutenden literarischen Einfluß verschaffte.

Seine Gedichte lassen sich in drei Kategorien theilen, 1) in die „eigentlich lyrischen" Gedichte und Stimmungs-

lieder, 2) in „lyrisch-epische“ Gedichte mit objectivem Inhalt, der jedoch eine starke subjective Färbung nicht ausschließt, und 3) in solche, die ich Chansons nennen möchte, weil sie dem weitgefaßten Begriff dieser Gattung, von harmloser Heiterkeit bis zu anspielungsreichem, bitt'rem Spott am Besten entsprechen.

Zu der ersten Gattung rechne ich jene vereinzelten Jugendgedichte aus der ersten Periode, wo er nach Berlin kommend ganz unter dem Einfluß der schon erlöschenden romantischen Schule stand und sich als Ausländer die poetischen Formen derselben, denen er auch bei verändertem Inhalt treu geblieben ist, bewunderswürdig rasch aneignete; nur äußerst wenige dieser gleich ihren Vorbildern nebelhaft gestaltlosen Gedichte sind in die Sammlung aufgenommen; sie erinnern sehr an die Weise Fouqué's und Friedrich Schlegel's, drücken aber die Stimmungen jener für ihn so trüben Zeit oft bezeichnend und melodisch genug aus. Wie so vieles wunderbar und abnorm in Chamisso's Leben und Schicksal ist, so auch dies, daß in einem Alter, wo andere Dichter verstummen, er erst recht beginnt, ein Dichter, und zwar ein Dichter der Liebe zu werden, ich möchte ihn in dieser Hinsicht einen romantischen Anacreon nennen. Die auf seinen Bräutigams- und jungen Ehestand bezüglichen Lieder sind, wenn nicht von Leidenschaft, doch von wunderbarer Wärme durchhaucht:

Du siehst mich zweifelnd halb und halb erschrocken
Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind,
Laß nicht den Schein in Irrthum Dich verlocken,
Es ist ja nur des Abends kühler Wind,
Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
Die fast wie Silber anzusehen sind,
Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen, üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Rosen Du beschatten ihren Glanz,
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
Und windet um die Stirne sich der Kranz
Und wieget sich mein Haupt an Deiner Brust,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz,

Erblühet zum Gesang mein heimlich Meinen,
Und alle meine Lieder sind die Deinen.

Wohlthuender jedoch, als diese bei aller Frühlings=wonne von einer gewissen Wehmuth, wie es nicht anders sein konnte, durchhauchten Liebes= und Bräutigamslieder sind die Gedichte, in denen er das Glück der Häuslichkeit und die reinen Freuden der Familie verklärt, ich brauche nur an den allen Frauen so sehr an's Herz gewachsenen Liedercyclus, „Frauenliebe und Leben“ zu erinnern, in dem alle Phasen des weiblichen Lebens von dem sonst oft so herben Dichter mit wunderbarer Zartheit geschildert sind.

„Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.“

„Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein.“

Diese Versanfänge genügen, um bei Allen, die die Lieder je gelesen, die holdesten Erinnerungen zu erwecken. Solche Klänge wetteifern mit Rückerts „Liebesfrühling“. In ähnlichem Geiste, mit tief eindringendem Seelenblick und reicher Lebensanschauung gedichtet, ist auch die drei Sonnen und der Cyclus: „Thränen“, „die Blinde“, und „Lebenslieder“ und „Bilder“. Aber Chamisso war bei aller Innigkeit und oft in Sentimentalität ausartender Weichheit zugleich ein Spottvogel, der die Dinge auch von ihrer humoristischen Seite aufzufassen liebte. Neben den Lobgesängen auf die Ehe wußte er auch die Kehrseite hervorzuheben, wie in den charakteristischen Strophen, welche beginnen:

Mir ward als Kind im Mutterhaus
Zu aller Zeit, Tag ein Tag aus
Die Ruthe wohl gegeben.

Gehen wir zu der zweiten Gattung, zu den episch=lyrischen Gedichten über, so sind sie es, auf denen seine eigentlich poetische und literar=historische Bedeutung beruht. Er hat der Romanze und Ballade eine neue Wendung gegeben und die poetische Erzählung, die man seit der romantischen Schule fast ganz hatte fallen lassen, in eine höhere poetische Sphäre gehoben.

Den vollen Strom der Sprache, die Energie der Anschauung, die Bürgers Balladen charakterisirt, den wunderbar poetischen Hauch, die Unmittelbarkeit, die Göthes volksthümliche Romanzen belebt, die schöne melodische Abrundung, die Plastik, die in Uhlands episch-lyrischen Schöpfungen, nach denen der Dichter sich vorzugsweise bildete, herrscht, besitzen sie nicht, dafür entschädigt er aber durch den Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Stoffe und die psychologischen Intentionen, die den meisten von ihnen zu Grunde liegen, freilich oft auch zu scharf hervortreten, um nicht erkältend zu wirken und statt des poetischen einen prosaischen Eindruck zurückzulassen. Oft, man kann es nicht leugnen, sind seine Erzählungen geradezu versificirte Anecdoten, in denen freilich Alles, wie er es nennt, „herauskommt“ und Vieles, wie er es gleichfalls verlangt, „packt“, die aber, weil in sich unschön und unpoetisch, dem Leser keine wahre Befriedigung gewähren und in der Stimmung sogar einen widerwärtigen Nachhall zurücklassen. Schon folgendes Factum, welches Hitzig erzählt, weist darauf hin, daß manche dieser Gedichte nicht in ihm mit zwingender Nothwendigkeit wurden, sondern daß er sie recht eigentlich machte: Er kam oft, da ich Parterre wohnte, an mein Fenster, so erzählt Hitzig, klopfte mich vom Schreibtisch und von den Acten auf und sagte: Vater Ede, gieb Stoff, ich bin abgebrannt, und dann erzählte Hitzig, was er wußte, und was er neuerdings in seiner criminalistischen Praxis erfahren hatte. Wie manchen schon halbfertigen Stoff er aus der Zeitung und aus der „Gazette des tribunaux“ genommen hat, bezeugen die Ueberschriften zu mehreren Erzählungen. Und hier ist der schwache Punkt bei ihm, es fehlte ihm an Sicherheit des Tactes, an Gediegenheit des Geschmackes, und an einer eigentlich classischen Bildung; jedenfalls war aber der Einfluß der neufranzösischen romantischen Schule, dem er sich zeitweilig hingab, Schuld daran. Den Spuren Vignys, Barbiers und Victor Hugos begegnen wir vielerwärts bei ihm, besonders da, wo er gleich ihnen nach Antithesen, Effect und

packender Wirkung strebt und das Schöne und Wahre dem Pikanten unterordnet. Ich erinnere nur an solche Gedichte wie „Weibertreue, Waldmann, Vergeltung, das Crucifix" 2c. Indeß scheint mir, daß seine Tadler in diesem Punkte doch zu weit gehen. Die Wahl der Stoffe zu diesen erzählenden Gedichten beruht nicht allein auf Einfluß und Nachahmung von Victor Hugos Orientalen und Odes et Ballades und auf dem Wunsche, durch Ungewöhnliches und Pikantes zu frappiren. Er hatte eine natürliche Vorliebe für die Welt, die nicht unsere europäische civilisirte ist, und hatte derselben auf seiner Reise mit den mannigfachsten und großartigsten Eindrücken Vorschub geleistet. Daher können wir uns nur Glück wünschen, daß er in den Gedichten, die nicht jenen Tadel verdienen, (und ihrer ist eine große Zahl) die deutsche Poesie mit einer Fülle neuer Anschauungen, wie nur er sie bieten konnte, bereichert hat. Er führt uns in denselben bald in die Tiefe der amerikanischen Urwälder, bald in die lärmenden Straßen von Berlin und Paris, bald von Spaniens, Griechenlands und Corsicas sonnigen Auen nach Sibiriens Eissteppen, von den lebensfrohen Inselbewohnern der Südsee zu den Nomaden des Orients und zu den Chouans der Vendée. Kurz sie entfalten ein ganzes Völker- und Länderpanorama, in dessen Schilderungen er bei seiner reichen Anschauung, und bei seiner Sprach-, Literatur- und Sagenkenntniß die Localfarbe und den entsprechenden Ton vorzüglich zu treffen weiß. Dem, was Freiligrath, sein Nacheifrer, in dieser Hinsicht geleistet hat, sieht man das äußerlich Zusammengesuchte, das Decorationsmäßige, auf gröbere malerische Effecte Berechnete und weniger auf Intuition Beruhende doch sehr an.

Die Perle dieser Gattung ist ein großartiges Gedicht Salas y Gomez, das auch seinen Ruf am tiefsten begründet hat. Der Stoff ist die Geschichte eines auf eine Felseninsel des Weltmeers durch Schiffbruch Verschlagenen, die er auf Schiefertafeln niederschreibt und die voll der erschütterndsten Darstellungen von Hoffnung, Liebe, Glück, Verzweiflung und schließlicher religiöser Ergebung ist, welche,

so lange die gefundenen Eier Nahrung bieten, dem seit langen Jahren einsam Verbannten die Verkürzung seiner Leiden durch Selbstmord nicht gestattet. Diese großartige, wunderbare, mächtiger Phantasie entsprungene Schöpfung, die in jeder Anthologie sich findet, ist übrigens keineswegs einem wirklichen Erlebniß, wie mancher wegen der individuellen Schilderungen glauben möchte und behauptet hat, entsprungen, denn in Chamissos Reisebeschreibung steht nur Folgendes: Man soll bei Salas y Gomez, einer einsamen, nackten Klippe mitten in der Südsee, Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir spähten umsonst nach denselben. Man schaudert sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte, denn die Eier der Wasservögel möchten leider dazu hingereicht haben, sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen, sonngebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern." Wer aus solcher Andeutung eine Erzählung wie die vorliegende zu gestalten weiß, ist ein wirklicher Dichter, möge auch wie von einigen Kritikern und von Chamisso selber am meisten geschah, daran gezweifelt werden. Wir besitzen in unserer neueren Poesie wenig Gedichte, in denen sich Alles: ein großer erhabener Grundgedanke, die tiefsten Seelenmalereien, Lebhaftigkeit und erschütternde Wahrheit der Schilderungen mit großartiger Inscenesetzung und einer düstern Pracht der sprachlichen Darstellung, die in ihren volltönenden Terzinen an die Dantischen erinnert, so vereinigt.

In dieser Terzinenform, die er zu einer bis dahin bei uns unbekannten Vollendung erhoben hat, sind die meisten seiner Erzählungen von tief-ernstem Gehalt, wie „die Verbannten", „das Mordthal", der Geist der Mutter" geschrieben, und sie eignet sich ganz besonders dazu, nur ist es zu bedauern, daß er sie auch zum bloß Gräßlichen und Criminalistischen, das wir gern aus der Sammlung verschwinden sähen, verwendet hat.

In der gewöhnlichen Balladenform, auch mit Anwendung der Nibelungenstrophe tritt uns manches Vor-

treffliche daraus entgegen; dahin rechne ich vor Allem jene Gedichte, in denen ein ethischer, socialer oder politischer Gedanke zum Grunde liegt und die zeigen, daß der Dichter sich von den Schrullen der rückwärts blickenden Romantik freigemacht hat, daß sein Herz sympathetisch für die Mitwelt schlägt und an Allem, was sich zum Fortschritt und zur Freiheit regt, begeistert Antheil nimmt, so in den der griechischen Erhebung gewidmeten Gedichten, während der Mißmuth über die rückwärts treibenden Tendenzen, über ultramontane Heuchelei, politischen Druck und bureaukratische Plackereien ihm manche in eine Erzählung oder in lyrischen Erguß eingekleidete bittere Verwünschung entlockte. Ich erinnere „an seine Sonette an die Apostolischen", an den „Bettler und sein Hund", „der Invalide im Irrenhause" ꝛc. Doch wäre es verkehrt, ihn deshalb zu einem einseitig demokratischen Tendenzdichter stempeln zu wollen, dazu war er politisch zu harmlos und zu weitsichtig. Am bezeichnendsten für die eben angedeutete Richtung ist neben der schönen deutschen Volkssage, das Riesenspielzeug:

Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor,

und dem Gebet der Wittwe mit dem Refrain: die Noth lehrt beten, das „Schloß Boncourt" das nach meinem Gefühle vollendetste seiner Gedichte, in dem das Große, Edle und Humane seiner Gesinnung bei ihm, dem vertriebenen Sprößling eines altadligen Hauses in rührendeinfacher Weise sich ausspricht.

Füge ich zu den angedeuteten Richtungen noch die Gedichte hinzu, in denen er theils in gehobener, theils in volksthümlicher Form an das Bérangersche Chanson sich anschließender Weise eine Weisheits- oder Klugheitsregel, einen Erfahrungssatz oder ein Sprichwort in eine Erzählung einkleidet, wie in: „Die Sonne bringt es an den Tag", „Hans im Glücke", „die Kreuzschau", „Abdallah", „das Urtheil des Schemkaja", und unter denen die Erzählung von der alten Waschfrau die vorzüglichste ist, so glaube ich das Wichtigste in dieser Sphäre berührt zu haben, nur möchte ich noch

an die schöne Schlußstrophe des letztgenannten Gedichtes erinnern:

Und ich an meinem Abend wollte,
Ich hätte diesem Weibe gleich
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich,
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Die dritte der von mir aufgestellten Classen sind die eigentlichen Chansons, die Spott- und Scherzlieder und gesellschaftlichen Gesänge, auch hierin verläßt den Dichter bisweilen der eigentlich poetische Hauch, und einige dieser Lieder haben statt des Volksthümlichen, das sie erstreben, einen mehr oder weniger bänkelsängerischen Charakter; doch sind auch wahre Perlen eines theils harmlosen, theils aber auch maliciösen Humors darunter. Hier möchte ich eines seiner bestgeformten Sonette mittheilen, das bis jetzt ungedruckt geblieben war und das ich kürzlich in einer Zeitschrift fand. Es ist aus dem Jahre 1835 und hat dieselbe Pointe, die in einem Börne'schen Witzwort vorkommt, doch vermag ich nicht zu sagen, wer von Beiden Erfinder des hübschen Gedankens ist.

Vom Pythagoräischen Lehrsatz.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz vom Pythagoras genannt,
Gilt heute, wie er galt zu seiner Zeit.

Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt,
Es thaten kund, geschlachtet und verbrannt,
Ein hundert Ochsen seine Dankbarkeit.

Die Ochsen, seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle.

Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen,
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschließen sie die Augen und erzittern.

Chamisso war nicht umsonst Franzose und hat nicht umsonst den Béranger so trefflich übersetzt, von der altgallischen Causticität und der Schalkhaftigkeit seines Musters ist bei ihm Manches hängen geblieben. Auch in dieser Gattung, wie in der poetischen Erzählung ist er für die Entwickelung unserer Poesie ein Bahnbrecher gewesen, dessen Spuren viele unserer humoristisch-satyrischen und politischen Lyriker gefolgt sind. Die Anwendung des Refrains im Béranger'schen Sinne datirt hauptsächlich von ihm. „Schneidercourage", „der Zopf, der hängt ihm hinten", „Mäßigung und Mäßigkeit", „Nachtwächterlied", „lobt die Jesuiten" und derartiges ist populär genug geworden und unsere Liedertafeln kennen es. Ob sie aber auch wissen, daß der folgende von ihnen oft gesungene tiefsinnige Kanon, mit dem ich diese Andeutungen beschließen will, von ihm gedichtet ist, bezweifle ich:

Das ist die Noth der schweren Zeit,
Das ist die schwere Zeit der Noth,
Das ist die schwere Noth der Zeit,
Das ist die Zeit der schweren Noth.

Auch als sprachgewandter Uebersetzer ist Chamisso bei seinem ethnographischen Interesse mannigfach thätig gewesen und hat in dieser Hinsicht Herders Völkerstimmen ergänzt. Wir haben von ihm außer den Béranger'schen Liedern, die er in Verbindung mit Gaudy poetisch nachbildete, mancherlei Vereinzeltes, so neben Uebersetzungen aus Delavigne und Millevoye Gedichte des Dänen Andersen, den er recht eigentlich bei uns einbürgerte, sogar Isländisches, Malayisches, ein Idyll aus der Tongasprache und eine wohlgelungene Nachbildung des deutsch-mittelalterlichen Gedichtes „der arme Heinrich" von Hartmann von der Aue, die er den Gebrüdern Grimm widmete.

Alles bisher Erwähnte ist im Verse geschrieben, und merkwürdig ist es, daß derselbe bei ihm gleich von Anfang an durchaus deutsch ist. Er kennt alle Geheimnisse der Sprache und beherrscht sie im Rhythmus und im Reim, selbst bei so schwierigen Formen wie Sonett und Terzine,

mit einer Virtuosität, die der unserer großen Formtalente beinahe gleichkommt, nur daß hier und da forcirte Wendungen sich einschleichen. Seiner Prosa merkt man nach meinem Gefühl dagegen weit mehr die französische Abstammung an, was sich aus seinen fortgesetzten brieflichen Verbindungen mit dem Vaterlande, aus seiner mehrmaligen Rückkehr dahin, aus seinem Zusammenleben mit der Staël und aus seinen Arbeiten in französischer Sprache, unter denen ich die Uebersetzung von Schlegels dramatischen Vorlesungen nenne, erklärt. Das Scharfpointirte der französischen Weise zeigt sich besonders in seiner kleinen geistvollen Abhandlung über Béranger und das französische Volkslied und in seiner Vorrede zu Freiligraths Gedichten. Die Beschreibung der Weltreise mit den zu derselben gehörigen Notizen trägt auch sprachlich das ganze Gepräge seiner Originalität, doch fehlt es ihr bei aller liebenswürdigen Bescheidenheit und einzelnen lebhaften und farbenreichen Schilderungen an künstlerischer Abrundung, an Durcharbeitung und am classischen Gepräge, wie es Humbolds Naturanschauungen bieten. In dem Briefwechsel mit seinen Freunden läßt er sich stylistisch im höchsten Grade gehen, was er auch im Umgange that, die Lectüre seiner Briefe wird bei allem Geistreichen und Interessanten wegen ihrer barocken, mit allerlei Citaten, unverständlichen Anspielungen und ausländischen Sprachflicken (mitunter sind sie griechisch oder wenigstens deutsch mit griechischen Buchstaben geschrieben) doch leicht ermüdend, der Herausgeber hätte wohlgethan, eine Sichtung mit ihnen vorzunehmen.

Manche jedoch sind sorgfältiger geschrieben, so die an Schriftsteller. Merkwürdig ist es dabei, daß er einmal an Freiligrath schreibt, was man ihm selber mitunter hätte einschärfen müssen: Auch hüten Sie sich vor gewissen Gräßlichkeiten, die den Geschmack beleidigen, der Geschmack ist ein empfindlicher großer Herr, den man nicht einmal beleidigt haben darf.

Am weitesten verbreitet hat sich sein Ruf durch sein Märchen „Peter Schlemihl", das in alle Sprachen übersetzt,

vielmal aufgelegt und auch mit den Zeichnungen des berühmten Cruishank geschmückt worden ist. Der Held der autobiographischen Erzählung, die in ihrer bald humoristischen, bald ironischen und sentimentalen Haltung voll individueller, lebendiger Schilderungen ist, verkauft einer Art Mephistopheles für einen Seckel, der sich stets mit Gold füllt, seinen Schatten; statt dadurch aber zum Glück, zum Lebensgenuß, zur Befriedigung aller seiner Wünsche zu gelangen, verliert er wegen des unheimlichen Grauens, das sich an seine Person heftet, allen Genuß des Daseins, den Besitz der Freundschaft und der Liebe und ist trotz seines unermeßlichen Reichthums der Verlassenste und Unglückseligste der Menschen; alle seine Sehnsucht, all sein Streben geht nun dahin, wieder in den Besitz seines Schattens zu kommen; er könnte es, aber nur dadurch, daß er, ein zweiter Faust, seine Seele verschreibt. Dieser Versuchung jedoch widersteht er und wirft zugleich den Seckel, den Erzeuger des schnöden Goldes, das ihm kein Glück zu bringen vermag, in einen Abgrund. Ich fiel darauf, so sagt er, in stummer Andacht auf meine Kniee und vergoß Thränen des Dankes, denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur gewiesen, die ich stets geliebt hatte, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Auf wunderbare Weise werden ihm dann Siebenmeilenstiefeln zu Theil, mit denen er naturforschend und botanisirend alle Zonen des Erdballs durchwandert und so bei äußerer Rathlosigkeit die innere Ruhe wiederfindet.

Chamisso hat, wie er erzählt, dieses phantasiereiche Märchen, das allerdings viel zu künstlerisch und individuell gehalten ist, um eine bloße, kahle Parabel oder Allegorie zu sein, zu seiner Zerstreuung und zur Belustigung von Hitzigs Kindern geschrieben und lehnte jede Erklärung ab, indem er es für ein harmloses Spiel der Phantasie ausgab, aber wenn wir bedenken, daß er es 1813 verfaßte,

zu einer Zeit, wo der Zwiespalt zwischen seiner französischen Nationalität und seiner Theilnahme an der deutschen Sache am schärfsten hervor trat, wo er an Frau von Staël schrieb: Ich bin Franzose in Deutschland und Deutscher in Frankreich, ich bin nirgends an meinem Platze, so dürfen wir wohl, wenn auch nicht jedes Einzelne sich deuten läßt, in diesem Märchen ein poetisches Symbol für des Dichters Lage und Stimmung erkennen. Das Vaterland ist des Menschen natürlicher Schatten, ohne dasselbe ist er wurzellos und gehört sich selbst nicht recht an; auch der Schluß der Erzählung, wo dem Friedelosen erst durch weite Reisen und innigen Verkehr mit der Natur wieder Ruhe und Heiterkeit kommt, ist eine Vorahnung von Chamissos bald darauf erfolgter Weltumsegelung und Versenkung in die Naturstudien.

Dies scheint mir unter den mannigfach versuchten Deutungen die einfachste und berechtigste zu sein, ich stimme darin Hildebrand durchaus bei. Es spielen, das läßt sich nicht leugnen, Faustische Anklänge von noch umfassenderer Bedeutung hinein, doch sind es eben nur Anklänge. Wie viel er sich übrigens mit dem Faustthema beschäftigte, beweisen manche Aeußerungen und ein erster schon 1803 verfaßter dramatischer Versuch, der jedoch von geringer Bedeutung ist. Für die dramatische Poesie reichte sein Talent nicht aus.

Fassen wir obige Züge zu einem Gesammtresultate zusammen, so möchte es folgendes sein: Chamisso ist als Mensch wie als Dichter eine eben so originale wie edle Erscheinung und nimmt unter den Dichtern der Neuzeit, indem er das Romantische, worin er wurzelt, ins Moderne hinüberleitet, neben einem Rückert, Platen, Uhland und Lenau einen ehrenvollen Platz ein; manche seiner Gedichte werden mit der deutschen Sprache fortleben, wenn auch die schärferrichtende Nachwelt ihm nicht mehr das volle Lob zollen wird, das ihm die Mitwelt in den letzten Jahren seines Lebens so reichlich zu Theil werden ließ. Er hat nicht allein durch formale, sprachliche Förderung, sondern

auch dadurch sich ein Verdienst um die Entwicklung unserer Literatur erworben, daß er der erblassenden, sich in Nihilismus verlierenden romantischen Poesie mit ihren gestaltlos nebelhaften Schöpfungen mehr substantielle, der Wirklichkeit entnommene Stoffe gab und sie zu Behandlung ethischer, zeitgeschichtlicher und socialer Fragen hinüberleitete, wenn die Art und Weise, wie er es that, auch nicht immer zu billigen ist. Wer in seinen Schöpfungen die specifisch deutsche Richtung vermißt, möge bedenken, daß es ihm während der Erhebung und auch später eben so wenig gestattet war, zur patriotischen Leier als zum Schwerte zu greifen. Im Geist und Herzen war er doch immer deutsch. Während wir so oft bei unsern Poeten und Literaten eine charakterlose Hingabe an das Fremde zu beklagen hatten, wurde dem deutschen Genius in der Eroberung eines so herrlichen Mannes wie Chamisso eine seltene Genugthuung zu Theil, und gerade er, der von innerem Drange getrieben, so ganz der unsere wurde, giebt eine erfreuliche Gewähr dafür, daß wir, so lange wir das durch unsere große Epoche Gewonnene zu wahren wissen, kein neues Geistesjoch zu fürchten haben, sondern schon stark genug sind, die von Göthe vorausgesehene Weltliteratur, deren Vermittelung unser Beruf ist, anzubahnen, ohne darüber unsere Eigenthümlichkeit zu verlieren.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

Berichtigungen.

Seite 2 Zeile 21 von oben statt Carcarrone lies Carcassone.
Seite 14 Zeile 1 von unten statt hin lies ihn.
Seite 20 Zeile 16 von oben statt Nest lies Netz.
Seite 47 Vers 2 Strophe 2 statt „er da dreimal" lies „er dreimal".
Seite 48 Zeile 19 von unten statt zweiundzwanzig lies zweiundvierzig.
Seite 106 Zeile 2 von oben statt Lucra lies Lucrez.
Seite 111 Zeile 11 von unten statt Person lies Poesie.
Seite 115 Zeile 12 von oben statt Discebamus lies Dicebamus.
Seite 139 Zeile 15 von unten lies statt Thanatophis — Thonatopsis.
Seite 142 Zeile 14 von oben statt Kritiker lies Kritikers.
Seite 145 Zeile 18 von oben statt Thanatophis lies Thonatopsis.
Seite 162 Zeile 16 von unten statt Psyllis lies Phyllis.
Seite 191 Zeile 11 von oben fehlt vor lyrischen — einen.